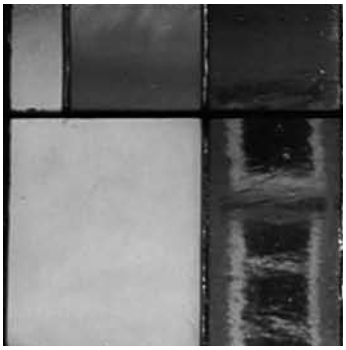
konturen



rothenfelser
burgbrief 01/09

Hoch im Kurs

Liebe Freundinnen und Freunde von Burg Rothenfels,

Nachdem der Kurs der Burgaktie in wenigen Monaten um 73% gefallen ist, freuen wir uns, in einer renommierten Hotelkette einen potenten und verlässlichen Investor gefunden zu haben. Der Aufsichtsrat hat bereits dem Sozialplan zugestimmt, nachdem fast die Hälfte der Arbeitsplätze erhalten bleibt. Das Umbaukonzept sieht komfortable Ein- und Zweibett-Suiten für bis zu 46 Gäste vor. Die der neuen Wellness-Landschaft im Rittersaal benachbarte Kapelle wird originalgetreu ins Heimatmuseum Lohr übertragen, um Platz für den neuen Whirlpool-Bereich zu schaffen. Wir sind sicher, mit diesen Maßnahmen gestärkt aus der Finanzkrise hervorzugehen …

Keine Angst! Weil die Burg weder an der Börse notiert wird, noch auch nur große Kapital-Rücklagen bildet, sondern alle Einnahmen ihrem gemeinnützigen Zweck zukommen lässt, bleibt unser Bauvorhaben trotz Finanzkrise gesichert. Dies verdanken wir nicht zuletzt Ihren Spenden, die inzwischen über 180.000 Euro zu dem Unternehmen beigetragen haben. Jeder, der uns noch vor dem Wertpapierverfall Geld überwiesen hat, darf sich freuen, damit in die Zukunft einer sinnvollen Bildungsarbeit investiert zu haben, deren Erträge nicht so schnell von den Motten gefressen werden.

Viel lieber als durch Spenden würden wir unsere Investitionen natürlich durch mehr Belegung erwirtschaften; und an dieser Stelle könnte sich die wirtschaftliche Lage dann doch auch in unserer Bilanz niederschlagen. Besonders charmante Formen der Unterstützung sind es daher, möglichst oft an unseren Veranstaltungen teilzunehmen, viele Freunde mitzubringen, im Bekanntenkreis euphorisch auf unser Programm aufmerksam zu machen, Plakate zu unseren Veranstaltungen aufzuhängen, Lehrern unsere neuen Bildungsangebote für Schulklassen bekannt zu machen oder anlässlich unseres großen Jubiläums an Pfingsten ein neues Mitglied für unseren Trägerverein zu werben. Ganz ehrlich: Wir haben viel Sinnvolles zu bieten und deshalb schon in der Vergangenheit Markteinbrüche vergleichsweise gut weggesteckt. Wenn nun unsere Freunde und Mitglieder weiterhin mithelfen, dass noch mehr Menschen als bisher davon wissen, können wir zuversichtlich in die Zukunft gehen.

Dass viele Bürger der Finanzkrise so hilflos ausgeliefert sind und nach ethischen Maßstäben suchen, mit ihr umzugehen, könnte unserer Burg sogar einen neuen Bildungsauftrag bescheren: Auf der kommenden Jugendtagung zum Thema „Freiheit“ soll auch die Freiheit des Kapitalmarktes thematisiert werden.

Damit ist die Überleitung zu meinem Lieblingsbild für diese Ausgabe der Konturen geschaffen: Es zeigt das Drachenbootrennen, das die Burgjugend gemeinsam mit der Rudergesellschaft Marktheidenfeld in diesem Sommer veranstaltet hat. Die Fotoserie dieses Heftes ist komplett mit Bildern der Jugendtagung 2008 bestückt; denn unsere Jugend ist unsere Zukunft.

Mit freundlichen Grüßen

(Dr. Achim Budde, Bildungsreferent)

3 Mathilde Schaab-Hench
Warum liebst du die Burg?

5 Nachrichten und Kurzberichte
über die Burg

10 Dossier
„Die Rückkehr des Sakralen“

20 Gotthard Fuchs
„Die Pforte des Labyrinths“

25 Karl-Josef Kuschel
Thomas Mann: das Grundgesetz
des Menschenanstandes

31 Achim Budde
Ökumenische Basis-Liturgie

37 Dominik Steiger
Buchbesprechung zu Harald Welzer, Klimakriege

39 Svenja Kemmer
Neubeginn: Die Jugendtagung 2008

41 „Burgtage“ –
ein neues Angebot für Schulklassen

43 Einladung
zur Mitgliederversammlung

Warum liebst Du die Burg?

Ein paar Gedanken zur Eröffnung unseres Jubiläumsjahres.

„Schon wieder ein Jubiläum!“, werden Sie vielleicht denken, oder „Wie schön, es gibt etwas zu feiern!“: 100 Jahre Quickborn – 90 Jahre Erwerb der Burg – 100 Jahre Deutsches Jugendherbergswerk. Natürlich freuen wir uns, das zu feiern.
Im Wissen um die Wurzeln und die eigene Geschichte versteht man vieles besser, erklärt sich ein Teil der Identität, aber doch nur ein Teil. Die Gegenwart der Burg zu gestalten und ihr Zukunft zu ermöglichen, ist uns mindestens so wichtig, oder eben wichtiger. Die Ausrichtung auf die Zukunft gehört zum Quickborn, der aus der Jugendbewegung entstand und zur Burg, die eine Jugendburg war und zu großen Teilen noch ist. Deshalb wollen wir auf unserer Jubiläumstagung an Pfingsten unsere wichtigsten Burgerfahrungen konfrontieren mit den Fragen unserer Zeit, mit den Herausforderungen der Zukunft. Und was sind nun die zentralen Erfahrungen und Themen auf unserer Burg? Welche Antworten geben die Freunde der Burg? Welche die Jungen, welche die Alten?
„Warum liebst Du die Burg?“, habe ich schon einige „Burgianer“ gefragt, z. B. Meinulf Barbers, meinen Vorgänger als Vorsitzende, der über 30 Jahre so ungeheuer viel seiner Kraft und Zeit für die Burg verwendete. „Wegen der Gemeinschaft, die ich dort erlebt habe.“, war seine Antwort, gegeben auf dem Fest, das wir ihm zum Dank gefeiert haben.
Die gleiche Frage habe ich meiner ostertagungsbegeisterten vierzehnjährigen Tochter gestellt. „Weil ich dort eine große Gemeinschaft erlebe unter den Jugendlichen, aber irgendwie auch zwischen den Generationen.“ Gemeinschaft ist einer der zentralen Werte der Burggeschichte von Anfang bis heute.
Da fällt auf, dass das Jugendherbergswerk bei seinen Überlegungen, was das Wesentliche für es sei, bei seiner Suche nach dem Markenzeichen der Jugendherbergen, bei den Überlegungen zur zukünftigen Markenstrategie das ins Zentrum stellt: „Gemeinschaft erleben“. Da haben wir auf der Burg eine der ältesten Jugendherbergen und kommen mit der Gründungszeit des Quickborn aus dem gleichen Jahr, wie die Jugendherbergsidee und haben ein gleiches Ideal. „Gemeinschaft erleben“ greift aber, glaube ich, für unsere 90jährige Burggeschichte zu kurz. Gehört dazu nicht viel mehr Aktives: Gemeinschaft suchen, gestalten und pflegen?
Die Wirkgeschichte der Burg in ihre Zeit, ins gesellschaftliche und kirchliche Leben wollen wir nicht überschätzen. Sicher gab es das Wirken zahlreicher Persönlichkeiten, deren Inspirations- und Kraftquelle die Burg war. Darüber hinaus ist unumstritten, dass auf der Burg Liturgiegeschichte geschrieben wurde. Was hat die Rothenfelser Gottesdienste so wirkmächtig gemacht? Woher kam die Erfahrung, dass im Einzelnen und zwischen den Menschen während des Gottesdienstfeierns das Heilige lebendig wurde, dass Kirche und Glaube entstand? Und dass das passierte – unabhängig von Äußerem, von Kirchbauten, Zierrat, Heiligenbildern, auch unabhängig von den Hierarchien des Klerus und der Kirche. Gottesdienst entstand und entsteht für Rothenfelser aus dem Mittun, der Hinwendung der vielen Einzelnen zu Gott, und indem jeder sein Denken und Tun in die

Vignette des 10-jährigen Quickborn-Jubiläums, aus dem Jahr des Burgkaufs, 1919

Warum liebst Du die Burg?

Die Burg im Jahr1919

Gemeinschaft der Vielen einfügt. So wurde aus einem Tisch ein Altar, aus dem Rittersaal ein Gottesdiensthaus, aus der Feier auf der Wiese ein Gottesdienst, der die Welt, die Schöpfung mit einbezog.
Auch aus gottesdienstlicher Gemeinschaft lebt Rothenfels heute noch. Aber eben nicht nur. Wir kennen die Gemeinschaft im Philosophieren, im Theologisieren, im Wandern, Musizieren, Theaterspielen, Tanzen und vielem mehr.
Um die Burg lebendig zu erhalten, sollten wir nachdenken, was Gemeinschaft ermöglicht und fördert. Ein paar Stichworte, die ich für Rothenfels-typisch halte: Freiräume geben für Gruppen (für Neues, für junge Leute); im Denken und in der Suche nach Sinn und Glauben ernsthaft und freiheitsliebend bleiben; in Auseinandersetzungen und in gemeinsamer Arbeit einander begegnen auf Augenhöhe; Talente suchen, wissend, dass jeder einzelne etwas kann; immer wieder rausgehen aus Alltagsdruck und Alltagsregeln, aus Reizüberflutung und Zeitökonomie; wenig Hierarchien bauen, aber ordnende Kraft und gestalterischen Mut suchen … Hierher gehören Ihre Beiträge, damit das nicht im Subjektiven bleibt. Zudem soll nicht vergessen werden, dass auch auf der Burg zu den guten Erfahrungen – die schlechten gehören, dass es auch in dieser Geschichte Misslingen, Enttäuschung und Verletzungen gibt. Wo waren und sind wir gefährdet? Im Idealisieren, im Abtrennen der Alltagswelt, im Unpolitischen, im Überheblichen, im Besserwisserischen … An runden Geburtstagsfesten übersieht man das gern. Für unser Weiterdenken gehört es dazu.
Wir freuen uns auf Ihre, auch auf ganz subjektive Beiträge, ans Bildungsbüro, an die Burgräte, an mich gerichtet, oder persönlich an Pfingsten mitgebracht.
Da die Burg nur 90 Jahre feiert, soll von hieraus ein herzlicher Glückwunsch gehen an die Hundertjährigen, an die Jugendherbergsfreunde und besonders an unsere Freunde im Quickborn und Quickborn-AK. Wir wünschen viel Freude bei der Feier des Jubiläums und Gottes Segen für die nächsten Jahre, Wachsen und Gedeihen. Beim Jugendherbergswerk heißt es „100 Jahre sind ein guter Anfang“ – das möge gelten.

■ Mathilde Schaab-Hench

Tagungshinweis

Suchbewegungen.
Rothenfelser Bildungsarbeit nach 90 Jahren

Das Jubiläumssymposion
„100 Jahre Quickborn /
90 Jahre Kauf der Burg“
widmet sich der Analyse kirchlich-politischer Herausforderungen, der Besinnung auf die in vier Generationen gesammelten Ressourcen und der Suche nach zukunftsfähigen Konzepten.

29.05. – 01.06.2009

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels oder unter www.burg-rothenfels.de

Nachrichten

Die Instandhaltung der Burg ist neben der Bildungsarbeit der zweite Satzungszweck der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels. Zur Zeit könnte man meinen, es sei der Hauptzweck – so viele personelle und finanzielle Ressourcen fließen im Zuge und im Umfeld unserer Bauvorhaben in die Erneuerung der gesamten Liegenschaft.

Über den Dächern der Burg

Bereits im Sommer musste den Weinranken zu Leibe gerückt werden, damit die obersten Triebe nicht in den Dachstuhl eindringen und dort Schäden anrichten. Um kein Mitleid mit den armen Pflanzen oder der verwunschenen Optik zu provozieren, wurde für die Arbeiten ein Tag ohne Gästebetrieb gewählt. Für die Werkstätter, die diese Arbeit durchgeführt haben, und einzelne weitere Angestellte, die einfach nur neugierig waren, ergab sich die Chance,

eine ganz ungewöhnliche Perspektive auf unsere Burg einzunehmen. Der Kran konnte die Kanzel bis zur Höhe des Dachfirstes des Westpalas heben. Die Arbeit an den Ranken erforderte allerdings einiges akrobatisches Geschick und vor allem absolute Schwindelfreiheit: Das kraftvolle Rupfen an den Zweigen versetzte die Kanzel in beängstigende Schwingungen. Einige ungewöhnliche Perspektiven sind hier festgehalten.

Unter Strom

Ohne Kessel im Keller kein Dampf in der Küche! Aus dieser Logik heraus werden nach der Außerbetriebnahme des Ölkessels im Keller des Ostpalas alle neuen Küchengeräte elektrisch betrieben. Weil dafür die ohnehin bereits an ihre Kapazitätsgrenzen gelangte Stromver-

sorgung erneuert werden muss, wurde ein neuer Transformator in einer spektakulären Kran-Aktion über die Burgmauer in das alte Trafohäuschen gehievt. Dafür war die Burg zweimal einen ganzen Tag lang komplett vom Stromnetz genommen, so dass weder Telefone noch Internet, noch Heizung und Warmwasser funktionierten. Im Fiegehaus wurde aus diesem Grund schon einmal der Wechsel von Öl auf Holz vorweg- und der alte Kachelofen wieder in Betrieb genommen.

Der große Graben

Bereits zuvor musste ein stärkeres Stromkabel vom Trafohäuschen in die Küche verlegt werden. Um den unterirdischen Versorgungsgraben im Innenhof der Burg nicht zweimal öffnen zu müssen, war ursprünglich vorgesehen, das Kabel in einer provisorischen Holzkonstruktion auf etwa 3 Metern Höhe durch den Innenhof zu führen. Es war unser Werkmeister Erhard Roth, dem rechtzeitig klar wurde, mit welchem Gewicht man es bei so schweren Kabeln zu tun hat und wie riskant deshalb ein solches Gerüst im laufenden Gästebetrieb, gerade angesichts der Kletterfreude von Schulkindern, gewesen wäre. Nach der von ihm entwickelten Lösung wurde das Kabel nun unterirdisch am Burgtor vorbei und außen um den Ostpalas herum in den Gewölbekeller geführt. Sämtliche Versorgungsleitungen im Keller werden übrigens dicht an seiner Südseite konzentriert, damit die übrige Fläche von etwa 10 mal 20 Metern nach dem Rückbau des Öltanks und der alten Heizung – wenigstens theoretisch – einmal zu einem weiteren großen Saal ausgebaut werden könnte.

Advent, die Zeit der Vorbereitung

Im Advent wurden weitere Maßnahmen durchgeführt, die die dichtgedrängte, heiße Bauphase im Februar/März vorbereiten und zugleich entlasten sollen: Damit die Wasserversorgung der Küche künftig über ein Verteilerrohrsystem in der Decke erfolgen kann (die maroden Leitungen im Fußboden haben in der jüngeren Vergangenheit wiederholt für Ärger gesorgt), wurde in der Süd-Ost-Ecke des Burghofes

eine neue Zuleitung um die Küche herum, wiederum in den Keller verlegt, um von dort den Versorgungsschacht zu erreichen. Bei Redaktionsschluss wurde mit der Installation einer Brandschutzdecke in der Küche begonnen, die die neue Lüftungs- und Verteilerebene nach oben abschließen muss.

Die heiße Phase
Damit sind im Grunde alle wichtigen Vorarbeiten geleistet, um ab dem 16. Februar in eine ambitionierte, intensive Bauphase einzutreten. Die Burg ist ab dann für drei Wochen komplett geschlossen, und in diesen drei Wochen müssen im Küchenbereich alle wesentlichen Arbeiten abgeschlossen sein, damit der Pfeilersaal wieder benutzt werden kann. In den Wochen danach wird die Versorgung unserer Gäste von einer provisorischen Küche übernommen, bis die neue Einrichtung voll funktionstüchtig ist. Die Planung sieht vor, dass am Wochenende vor Palmsonntag die neue Küche ihre Premiere hat und eine Woche später dann zur Ostertagung bereits ein volles Haus bekochen kann.

Der Neubau im Fiege-Garten (Ökonomie)
Weniger radikal, aber dafür umso langwieriger wird sich der Neubau des Heizhauses im Fiege-Garten (siehe rechts) auf den Betrieb der Burg auswirken. Die gesamte Baustelle wird vom oberen Parkplatz her beliefert, so dass dieser Parkplatz über Monate hinweg unseren Gästen nicht zur Verfügung steht. Viele von Ihnen werden daher zwar weiterhin zum Be- und Entladen direkt an der Burg vorfahren können, dann aber ihren Wagen für die Dauer Ihres Aufenthaltes in 500 bzw. 1000 Meter Abstand in der Nähe des Friedhofs oder des Sportplatzes parken müssen. Diese Vorgehensweise wurde bereits bei größeren Veranstaltungen wie z.B. der Tagung mit Dr. Eugen Drewermann erprobt und hat reibungslos funktioniert. Mögliche, zeitweilige Lärmbelästigungen, von denen vor allem der Zehntscheunesaal Z 200 betroffen sein dürfte, werden wir im Vorfeld durch eine achtsame Zuteilung der Tagungsräume zu vermeiden versuchen.

Veränderte Frühbucher- und Regress-Regelung
Vor einem Jahr hatten wir auf das Problem der immer später und spontaner eingehenden Buchungen aufmerksam gemacht, das uns vor allen Dingen gegenüber jenen Gästen, die bereits angemeldet sind und ihren Burgaufenthalt fest einplanen, häufig in die unangenehme Situation gebracht hat, unanständig ▶

kurzfristig den Ausfall von Veranstaltungen bekannt zu geben. Als Gegenmaßnahme hatten wir für das Jahr 2008 testweise einen Frühbucher-Rabatt von 10 Euro eingeführt, der jedem erlassen wurde, der sich mehr als einen Monat vor Beginn der Veranstaltung anmeldete, und im Gegenzug auf jede Regressforderung bei auch kurzfristiger Abmeldung verzichtet. Diese Regelung sollte ein Jahr lang getestet werden: Sie hat das Anmeldeverhalten unserer Gäste in wenigen Fällen erkennbar verändert; in der Breite der Veranstaltungen ist nur ein ganz leichter Trend zu verzeichnen. Wir haben auf der einen Seite festgestellt, dass der Vorlauf von einem Monat zu kurz ist, um auf der Basis der bis dahin eingegangenen Anmeldungen über die Durchführung der Veranstaltung zu entscheiden und ggf. noch Beratungen mit den Referenten oder eine kleine Postwerbeaktion durchzuführen. Wir behalten das Prinzip daher bei, ziehen die Frist allerdings auf zwei Monate vor Beginn der Veranstaltung vor. Auf der anderen Seite ist uns durch das Experiment klarer geworden, dass kurzfristige Absagen, vor allem wenn sie gehäuft auftreten, neben den Umsatzeinbußen auch einfach sehr viel Ärger, kurzfristige Umplanungen und Störungen im Betriebsablauf mit sich bringen. Wenn bereits die Zimmerbelegung angegangen und die Lebensmittelbestellung aufgegeben wird, verursacht jede Veränderung reale Kosten. Diese wollen und können wir zwar nicht in voller Höhe in Rechnung stellen, aber eine Regressforderung in Höhe des ermäßigten Tagungsbeitrags scheint uns fair und angemessen, um eine gewisse Hemmschwelle wieder einzubauen. Die im Vergleich recht kurze Frist von einer Woche ist durch die erwähnten Bestellvorgänge sachlich begründet und sollte niemanden davon abhalten, sich zu einer Veranstaltung anzumelden. In den allermeisten Fällen dürfte es sich sieben Tage vorher absehen lassen, wenn etwas dazwischenkommt.

Immer noch „Hin und weg“

Wenn ab Ende März bzw. Palmsonntag wieder große Veranstaltungen anstehen und Menschen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum auf die Burg strömen, lohnt sich wieder ein Blick auf die Mitfahrbörse „Hin und weg“ auf unserer Homepage. Dort können Autofahrer mit wenigen Angaben (und geschützten Daten) Mitfahr-Angebote einstellen. Selbstverständlich können auch Bahnreisende dort einen Eintrag machen, um zu sondieren, ob sie die Reisekosten nicht durch Gruppentickets bei einer gemeinsamen Anreise reduzieren können. Zur Ostertagung werden wir zusätzlich erstmalig einen Shuttle-Service anbieten, der die Gäste für eine Gebühr von jeweils 5 Euro vom Hauptbahnhof Würzburg direkt auf die Burg bringt und am Ostermontag auch direkt wieder zurück zum Bahnhof. Wir wollen durch diese Maßnahme dazu ermuntern, mit der umweltfreundlichen Bahn anzureisen: Der ICE-Knotenpunkt Würzburg ist schließlich von fast überall in Deutschland aus extrem gut zu erreichen, und es sind im Grunde immer nur die verflixten, letzten 38 km, die dann noch einmal mit leicht zwei Stunden zu Buche schlagen können und vielen die Bahnreise verleiden. Vielleicht erhöht ja dieser Service die Attraktivität des Bahnfahrens.

Wohnprojekt im „Alten Spital“ Rothenfels
Im vorigen Heft hatten wir über die Initiative einiger „Burgianer“ berichtet, im alten Rothenfelser Spital, das ab kommendem Jahr seine Nutzung als Altenheim verliert, ein Generationen-Wohnprojekt zu starten. Es ist inzwischen gelungen, zehn Personen zwischen 30 und 80 Jahren zu finden, die sich für das geplante Wohnprojekt interessieren. Außerdem gibt es eine Anfrage für die Nutzung einer kleinen Einheit als Ferienwohnung. Dennoch werden weitere Bewerbungen gerne für die „Warteliste“ entgegengenommen. Anfang 2009 soll ein erstes Treffen stattfinden, bei dem sich die Beteiligten über ihre unterschiedlichen Wünsche und Bedürfnisse sowie das weitere Vorgehen austauschen können. Der Zeitpunkt für den Start wird sich allerdings verzögern, denn leider sind von Seiten der „Julius-Spital-Stiftung“, Trägerin des Gebäudes, konkrete Verhandlungen sowie eine verbindliche Entscheidung über die zukünftige Nutzung des Gebäudes frühestens Ostern 2009 möglich. Es bleibt also spannend ...

Rettung des Hafenlohrtales
Das Hafenlohrtal ist vielen unserer Gäste von ausgedehnten Wanderungen her bekannt. Es wird geschätzt als das schönste Wiesengrundtal des ganzen Spessart und als Paradebeispiel für die gelungene Symbiose von wilder Natur und menschlicher Kultivierung, die gerade in dieser Kombination eine besondere Artenvielfalt ermöglichen. Seit 30 Jahren geisterten Pläne durch die Köpfe vieler Bundes-, Landes- und Regionalpolitiker, dieses Tal auf einer Länge von 7 km unter Wasser zu setzen, um einen Trinkwasserspeicher aufzustauen. Längst waren die Bedarfsprognosen für das Trinkwasser widerlegt und die Umweltschützer aus der Aktionsgemeinschaft Hafenlohrtal bemühten sich seit Jahrzehnten vergeblich darum, dass das unnötige Projekt jetzt auch definitiv aus der Planung genommen wird. Kurz vor der bayerischen Landtagswahl war es dann soweit und die Staatsregierung beerdigte die Pläne zum Bau des Stausees. Und wenn auch dieses Wahlgeschenk das Wahlergebnis nicht mehr merklich beeinflussen konnte, so freuen wir uns doch mit den Aktivisten, dass dieses überregional bekannte, durch einen europäischen Kulturwanderweg erschlossene, inzwischen zum Flora-Fauna-Habitat-Gebiet erklärte und einfach wunderschöne Naturdenkmal in unserer Nachbarschaft erhalten bleibt. Naturkundlich geführte Wanderungen durch das Hafenlohrtal können also auch künftig ein fester Bestandteil unserer Bildungsarbeit bleiben.

Jubiläen im Team
Burg Rothenfels zeichnet sich als Arbeitgeber durch ein sehr langfristiges und wechselseitig verlässliches Verhältnis zu ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus. So konnten wir auch auf der diesjährigen Adventsfeier wieder einige Jubiläen feiern: Ingrid Schreck, Konturen-Lesern und allen, die einmal direkten Kontakt zum Bildungsbüro hatten, bestens bekannt, ist seit 25 Jahren im Team der Burg (zunächst Verwaltung, dann Bildungsbüro); Lydia Ostheimer und Melanie Schebler, beide tragende Säulen des Küchenteams, arbeiten seit jeweils 20 Jahren hier; ebenso lange kann sich die Verwaltung auf die Präzisionsarbeit von Frau Monika Schwab verlassen. Der Vorstand gratuliert allen Dienstjubilarinnen auch an dieser Stelle sehr herzlich!

Tagungshinweis:

F 943 „Herbstfarben – Tanzen um die Welt und Wandern im Spessart“

Mit Nicolle Klinkeberg und Michael Maier.
SO 20.09. bis FR 25.09.2009

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels oder unter www.burg-rothenfels.de

Dossier: Die Rückkehr des Sakralen

Auf Burg Rothenfels wurde in diesem Sommer ein neuer Veranstaltungstyp erfunden: das „Lektüre-Camp“. Theologen und theologisch Interessierte ziehen sich für eine Woche auf die Burg zurück, um in Ruhe zu lesen. Mehrere Zirkel nehmen sich jeweils Texte – Literatur oder Quellen – aus ihrem Fachbereich (Kirchengeschichte, Dogmatik, Liturgie etc.) zu einem gemeinsamen Oberthema vor. Zwischendurch sprechen sie miteinander über die Texte, klären Fragen, diskutieren Strittiges und überführen so den schon für sich genommen schöpferischen Akt der Lektüre nahtlos in ein aktuelles diskursives Geschehen. An den Abenden präsentiert jede Gruppe eine Blütenlese ihrer interessantesten oder strittigsten Zitate und ihrer offenen oder beantworteten Fragen, um so in ein interdisziplinäres Gespräch zu kommen. Ergänzend gab es Stundengebet, einen Tagungschor, eine Gruppe, die sich dem Thema „Sakralität“ über die Musik näherte, geführte Wanderungen durch den Naturpark Spessart und die Möglichkeit, im Rahmen der Studierferien auch einfach am eigenen Schreibtisch und am eigenen Thema zu arbeiten. Dieses Tagungskonzept kultiviert die Burg als einen inspirierenden Ort für anregende Gespräche und konzentriertes Nachdenken und zieht zugleich die Konsequenz daraus, dass Theologie im 48-Stunden-Format immer weniger nachgefragt wird. Auf frontale Wissensvermittlung wird komplett verzichtet; das eigenständige Durchdringen komplexer Sachverhalte wird lediglich fachlich begleitet und in eine Gemeinschaft von Mitfragenden eingebettet, deren unterschiedliche Blickwinkel und Assoziationen sich gegenseitig bereichern können. Für die „Referenten“ wiederum ergibt sich die Chance für etwas, das im universitären Alltag oft zu kurz kommt: geschützte Zeit für die Beschäftigung mit einem Thema, ohne dass die aufwändige Vorbereitung von Vorträgen zusätzlich ihren Kalender belastet. Knapp 20 Personen haben dieses Experiment miterlebt und waren sich einig, dass es mit kleineren Modifikationen fortgeführt werden soll. Um denen, die diesmal nicht dabei waren, ein möglichst lebendiges Bild vom Verlauf des Camps zu vermitteln, wurden die Leiter der einzelnen Lektüre- und Arbeitsgruppen um kurze Berichte gebeten. Lesen Sie im folgenden Dossier, welchen Erkenntnisgewinn die „Lektüre-Camper“ aus der Woche mitgenommen haben. Genau wie im Camp selbst, können Sie sich einzelne Themenblöcke herausgreifen oder den gedanklichen Bogen in seiner Gesamtheit wahrnehmen – mit allen überraschenden Querverbindungen, Übereinstimmungen oder Widersprüchen.

Die dunkle Seite der Heiligkeit – Michael Bongardt las Giorgio Agamben

Giorgio Agamben (*1942) ist weder Theologe noch Religionswissenschaftler. Als Philosoph, Jurist und Philologe hat er sich weit über seine italienische Heimat einen Namen gemacht, weil er sich ebenso hellsichtig wie provozierend in gesellschaftliche und politische Debatten einmischt. Insofern war er ein Außenseiter in der Gruppe derer, die im ersten „Lektüre-Camp“ auf Burg Rothenfels gelesen und diskutiert wurden. Seine Eintrittskarte in den Kreis der Experten in Sachen Sakralität war sein mittlerweile auf drei Bände angewachsenes Werk über den „Homo sacer“. Hinter dem Titel verbirgt sich Überraschendes: Wenn Agamben von „heilig“ spricht, geht es nicht um Jerusalem, Rom oder in ihrer Frömmigkeit herausragende Menschen – Guantánamo, Auschwitz und illegal in einem Staat lebende Flüchtlinge sind seine Themen. Nicht die Sehnsucht nach alten Formen der römischen Liturgie weckt sein Interesse, sondern die Frage nach den Grenzen und Schattenseiten gesellschaftlicher Ordnung. War Agamben also doch fehl am Platze auf der Burg? Die Frage lässt sich nicht beantworten ohne einen etwas genaueren Blick auf sein Werk.

Die erste historisch belegte Verwendung des Begriffs „sacer“ findet sich, so Agamben, im alten römischen Recht. Der „homo sacer“ ist dort ein Mensch, der getötet werden darf, aber nicht geopfert werden kann. Dieser Status wurde Menschen auferlegt, die bestimmte schwere Verbrechen begangen haben. Damit werden sie in einen Raum jenseits jeden Rechts gestellt: Sie dürfen getötet werden – das grundsätzliche Tötungsverbot, das vom staatlichen Recht gesichert ist, schützt sie nicht. Genauso sind sie ausgeschlossen aus dem Bereich des religiösen Rechts: Sie sind nicht anerkannt als Lebewesen, die nach göttlichem Recht geopfert werden können. An dieser erstaunlichen Figur des römischen Rechts entwickelt Agamben seine Strukturanalyse gesellschaftlicher Ordnung.

Die Voraussetzung jeder Ordnung – auch jeder Rechtsordnung – ist eine Festlegung der Grenzen, innerhalb derer sie gelten soll. Das gilt nicht nur räumlich – ein staatliches Gesetz gilt in den Grenzen des Staates, der es erließ. Immer wird auch entschieden, welche Personen zu dieser Ordnung gehören und welche nicht. Die illegal in Staaten lebenden Flüchtlinge genießen nicht den gleichen Schutz der Rechtsordnung, den diese den Bürgern garantiert. Und schließlich gibt es eine dritte Grenzziehung: Es muss entschieden werden, was innerhalb der Ordnung als Recht, was als Unrecht gelten soll.

Dieses rechtsphilosophische Grundproblem wird für Agamben an der Figur des Homo sacer in all seinen Zwiespältigkeiten deutlich. Denn der homo sacer steht ja nicht einfach nur außerhalb jeder Ordnung. Sondern indem die Ordnung festlegt, dass und wie er ausgeschlossen ist, kommt dieser Ausgeschlossene ja auch in der Ordnung vor – aber eben als Ausgeschlossener. Inklusion und Exklusion sind deshalb gleichermaßen Elemente der Ordnung. Sie legt fest, wer Mensch sein darf in sozialen und politischen Bezügen – und wer auf sein nacktes, von jeder positiven Beziehung getrenntes Leben reduziert wird. Doch nicht nur der homo sacer steht damit auf der Grenze der Ordnung. Dass der homo sacer ein Gegenüber hat, das seinerseits gleichzeitig innerhalb wie außerhalb der Ordnung steht, wird sofort deutlich, wenn man nach dem Souverän einer Ordnung fragt. Er ist diejenige Person oder Institution, die das Recht und seine Grenzen festlegt. Wirklich souverän ist nur, wer in dieser Festlegung vollkommen frei ist. Und doch wird der Souverän durch die Ordnung sich selbst festlegen, insofern er selbst Teil dieser Ordnung sein will und muss. Es zeigt sich also ein problematisches Paradox: Außerhalb der Ordnung wird über eine Ordnung entschieden, die festlegt, wer aus ihr ausgeschlossen wird – als Souverän oder als homo sacer. Wie aber, so Agambens noch weiter bohrendes Fragen, wird diese Entscheidung getroffen? Die Antwort, die er mit Thomas Hobbes, Carl Schmitt und Michel Foucault gibt, lautet: Durch Macht; genauerhin: durch als Gewalt angewandte Macht. Die Kehrseite der bestehenden Ordnungen ist die Gewalt, mittels derer ihre Grenzen gesichert werden sollen – Auschwitz, Guantánamo und auch das Schengener Abkommen lassen dies auf je ganz eigene Art erkennen. Diese Gewalt wird ausgeübt von jenen, die von der Ordnung das Recht verlangen, sich außerhalb des Rechts zu stellen: der durch Macht legitimierte Ausnahmezustand soll die Normalität sichern. Agambens Denken drängt immer wieder über die Analyse des Bestehenden hinaus. Es sucht die Möglichkeit einer Ordnung jenseits dieser erschreckenden Zwiespältigkeit. Wie sie aussehen könnte, ist auch für Agamben noch nicht klar zu erkennen.

Wer Agamben mit einem Wissen um die Religions- und Theologiegeschichte liest, merkt schnell, dass Agambens Fragen sich zwar an sehr aktuellen Problemen entzünden, aber als Fragen keineswegs neu sind. Sakralität – das wurde beim Rothenfelser ▶

Lektüre-Camp deutlich – hat auch religionsgeschichtlich immer mit Grenzziehungen zu tun: Abgegrenzt werden der heilige Raum, die heilige Zeit, die göttlichen Gebote. Diese Abgrenzung ermöglicht Orientierung, sie gibt Halt im stets wechselnden Lauf der Zeiten. Auf das Heilige hin und vom Heiligen her entwickelt und stabilisiert sich gesellschaftliche, rechtliche, religiöse Ordnung. Und sofort stellen sich die von Agamben eingeschärften Fragen: Wer wird von dieser Ordnung ausgeschlossen – als Barbar, Heide, Häretiker, Sünder? Wer setzt die Ordnung – Gott, die Kirche, der Priester? Mit diesen Fragen ringt die christliche Theologie von Anfang an. Sie finden sich in der Gotteslehre: Kann Gott in seiner Allmacht wirklich alles? Kann er in ihr auch die von ihm geschaffene Ordnung wieder zerstören? Ist das von Gott Gebotene gut, weil Gott es geboten hat – oder hat Gott seine Gebote gegeben, weil sie gut sind? Wird das erwartete Endgericht ein Fanal göttlicher Willkür – oder setzt sich in ihm seine Liebe durch? Ein leichtes ist es, diese Fragen im theologischen Nachdenken über die Kirche wiederzufinden: Wer hat in ihr das Sagen, hat das Recht, Ordnung festzulegen? Welche Vollmachten, welche Grenzen sind der Kirche gesetzt? Wen schließt sie aus? Hinter all diesen Einzelfragen, die sich noch beliebig vermehren ließen, steht Agambens Grundfrage an jede Ordnung, also auch an jede Form von Sakralität: Wie hältst Du es mit der Gewalt?

Das Lektüre-Camp war viel zu kurz, um dieser Frage ausreichend Raum zu geben oder sie gar zu beantworten. Aber es hat erkennen lassen, wie dringlich sie ist. Und das im Schatten eines militärischen Machtsymbols, das sich bezeichnenderweise „Bergfried“ nennt…

Alte und neue Chancen der Rede vom Messopfer – Thomas Ruster las Johannes Brinktrine und Hans Urs von Balthasar

Es musste vielleicht erst wieder ein Giorgio Agamben kommen, um die katholische Theologie mit der seltsamen Figur des homo sacer – einer von allem Recht ausgeschlossenen, vogelfreien und doch geheiligten Person – an die Bedeutung des Opfers zu erinnern. Aber haben wir denn nicht in der katholischen Kirche Jahrhunderte lang das Heilige Messopfer gefeiert, und dieses Messopfer auch noch dargebracht für die Lebenden und Verstorbenen? Nach der von Achim Budde vertretenen liturgiewissenschaftlichen Richtung ist diese Fokussierung auf das Opfer nur das Resultat einer Fehlentwicklung, die es zu korrigieren gelte bzw. die bereits korrigiert worden ist. Denn wer spricht heute noch vom Opfer der Eucharistie? Die Theologie schiebt das Thema ganz überwiegend schamhaft oder historisierend beiseite. Ist also der Kontakt zur mittelalterlich-tridentinischen Tradition in diesem Punkt völlig unterbrochen? Hat man die Leute in all diesen Jahrhunderten falsch informiert?

In deutlichem Bewusstsein um die Abgründe der früheren Opfer-Theologie – die Kirche bringt, so ist gesagt worden, Gott den geschlachteten Leib seines Sohnes als wohlgefälliges Opfer dar, um so Gnade zu erlangen! – suche ich mit meiner Lektüregruppe nach anschlussfähigen Elementen des alten Opfergedankens. Fündig werden wir bei Johannes Brinktrine, einem vorkonziliaren Theologen aus Paderborn, der sich in seiner dogmatischen Untersuchung „Das Opfer der Eucharistie“ (1938) fest auf dem Boden der kirchlichen Lehre befindet (Tridentinum: „Die Messe ist ein wahres und eigentliches Opfer“) und von allen Zweifeln an der Opfertheologie gänzlich unbehelligt ist. Aber was macht er aus dem Opfergedanken? Der spröde, mit lateinischer Terminologie durchsetzte Text gibt sein überraschendes Ergebnis erst nach intensiven Verstehensanstrengungen frei. In jeder Messe ereignet sich erneut die Aufhebung des Opfers! In jeder Messe werden wir erneut als die religiösen Menschen angetroffen, die Gott ein Opfer darbringen wollen um etwas von ihm zu erlangen, und in jeder Messe wandelt Christus diesen Opferversuch um, lässt ihn gar

nicht zum Ziel kommen, gibt sich vielmehr selbst als frei geschenkte Gabe und wandelt uns somit zu Bürgern des Gottesreiches, im dem es keine Opfer mehr gibt. Das ist also die sündenvergebende Wirkung der Eucharistie: dass Gott uns als die Menschen annimmt, die wir sind – immer wieder zwanghaft auf das religiöse Grundmuster des Opferns verfallend – und uns durch sein freies Entgegenkommen vom Zwang des Opferns befreit, der mit Jesu Tod am Kreuz endgültig durchbrochen ist. Keinesfalls ist es nach Brinktrine so, dass die Kirche Gott etwas darbringt (obwohl sie es in jeder Messe versucht und versuchen darf), sondern Christus wird für uns zur Speise, damit den Verwertungs- und Opferzusammenhang aufhebend, der, wie sich eben an der Speise, am Vorgang des Essens zeigt, dem menschlichen Selbsterhaltungsvollzug sonst unvermeidlich eignet.

Eine ganz andere, uns faszinierende Deutung des eucharistischen Opfers finden wir bei Hans Urs von Balthasar. Das Opfer der Kirche besteht darin, den Herrn in das Leiden und den Tod ziehen zu lassen! So wie Petrus es geschehen lassen musste, dass der Herr ihm die Füße wusch, so wie Maria den Weg ihres Sohnes bis unter das Kreuz begleiten musste, so wie – und hier erreicht Balthasars Gedanke seine größte Tiefe – die Jünger im Abendmahlssaal einwilligen mussten, den Leib ihres geliebten Herrn zu essen, so muss auch die Gemeinde in jeder Messe das Opfer Jesu Christi geschehen lassen, muss sich sagen lassen, dass unser Gott so ganz anders ist als wir ihn uns vorstellen und wünschen. Das ist, so fanden wir, eine tiefe und würdige Art, vom Opfer der Eucharistie zu denken – nur dass sie eigentlich in der Tradition der Kirche und im herkömmlichen Verständnis der Eucharistie keinen Anhaltspunkt hat.

Was hat das alles mit Re-Sakralisierung zu tun? Der Zusammenhang trat in den abendlichen Gesprächen plötzlich hervor. Brinktrine, das ist bemerkenswert, nimmt seine Zeugnisse vor allem aus der Zeit des Frühmittelalters, einer Zeit, in der die Kirche mit einer gewaltbestimmten Gesellschaft konfrontiert war und ihre Bemühungen darauf richtete, die Macht der Gewalt zu überwinden – eben durch die Verwandlung des Opfers in der Eucharistie. Von daher lässt sich die Forderung nach der tridentinischen Liturgie und damit nach der Erneuerung der Messopfertheologie vielleicht verstehen. Sie deutet auf das Ende der Machbarkeit, auf das Scheitern des zivilisierten Menschen, auf die Resignation angesichts des Versuchs, die Gewalthaltigkeit unserer Gesellschaft aufzuheben. Für diesen Fall hält die Kirche immer noch den Opferbegriff bereit. Er kann theologisch nicht ohne die Verwandlung des Opfers gedacht werden, muss aber bestehen bleiben, um dem Problem der Gewalt gerecht zu werden. Was würde dies für eine neue, zeitgemäße Theologie des eucharistischen Opfers bedeuten?

Warum aus Presbytern Priester wurden – Georg Schöllgen las Cyprian, die Syrische Didaskalie und Siricius

Die patristische Lesegruppe beschäftigte sich mit der langsamen Sakralisierung des kirchlichen Amtes seit dem Ende des 2. Jahrhunderts. Bereits vor einigen Jahrzehnten hat der französische Kirchenrechtshistoriker Alexandre Faivre in mehreren Büchern und Artikeln herausgearbeitet, dass die Zeit zwischen 180 und 260 nach Christus für die Entwicklung des Selbstverständnisses der Gemeinden und ihrer Amtsträger von entscheidender Bedeutung ist.

Ein erstes Indiz dafür ist die Differenzierung der Gemeinde in Laien und Kleriker, die seit der Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert in den Quellen zu fassen ist. Sicher hatte es bereits vorher, schon im 1. Jahrhundert, Amtsträger und folglich auch solche Christen gegeben, die kein Amt bekleideten. Aber man verspürte offensichtlich nicht die Notwendigkeit, terminologisch die Gruppe der Amtsträger als Kleriker von den Nichtamtsträgern als Laien zu unterscheiden. Bischof, Presbyter

oder Diakon zu sein, war ein Charisma unter vielen anderen, ein sehr wichtiges, aber keines, das es nötig gemacht hätte, den Klerikern als Amtsträger die Gruppe der Laien als Nichtamtsträger gegenüberzustellen. Den garstigen Graben zwischen Laien und Klerikern gab es eben noch nicht.
Etwa zur gleichen Zeit und eng damit verbunden beginnt in größeren Gemeinden die Professionalisierung des Klerus und damit der Anspruch der Bischöfe, Diakone und später auch der Presbyter auf Unterhalt von Seiten der Gemeinden, eine Entwicklung, die anfangs auf einigen Widerstand stieß. Parallel dazu und in Reaktion darauf findet sich um die Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert in den Quellen zum ersten Mal die Bezeichnung „Priester“ (lat. sacerdos; gr. hiereus) für Bischöfe (manchmal auch für Presbyter), ein Terminus, der bis dahin sorgfältig vermieden wurde, um sie von den jüdischen und heidnischen Opferpriestern abzusetzen. Die patristische Lesegruppe hat anhand von vier Texten (Cyprian, ep. 1 und 3; Traditio Apostolica, Syrische Didaskalie und Siricius ep. 1) versucht, die Bedingungen und die frühe Entwicklung der Sakralisierung des kirchlichen Amtes im Sinne einer Sacerdotalisierung nachzuzeichnen. Als wichtig erwies sich dabei der Rückgriff aufs Alte Testament und dessen hauptsächlich liturgische Konzeption des Priestertums, die jetzt auf den christlichen Klerus übertragen wurde.
Die früheste Entwicklung bringt also den erstaunlichen Befund zutage, dass die Kategorie der Sakralität bzw. der Sacerdotalität des Amtes zunächst als heidnisch, d. h. als unchristlich abgelehnt wurde. Ebensowenig wie aus dem Heidentum gibt es aus dem Judentum und seinem Tempelkult eine direkte und bewusste Übernahme in die christliche Theologie oder Praxis. Die ältesten Belege sind vielmehr literarische Anlehnungen und Übernahmen aus dem Alten Testament: Die dortige Amtsterminologie wird aufgegriffen, um mit den im alten Israel geltenden Bestimmungen zur Unterhaltszahlung an religiöse Amtsträger die Bezahlung von Episkopen, Diakonen und später auch Presbytern zu legitimieren. Erst später werden dann auch die christlichen Ämter und liturgischen Handlungen immer stärker in sakralen Kategorien ausgedeutet und verstanden.

Wo Heiligkeit dingfest wird – ein gemeinsamer Streifzug durch heilige Räume

Gleich am ersten Nachmittag führte uns eine ausgedehnte Wanderung von der Rothenfelser Burgkapelle zur wiedererrichteten Abteikirche von Kloster Neustadt. Die Wanderung wurde an verschiedenen Stationen begleitet vom Vortrag markanter Passagen aus dem Buch „Das Heilige und das Profane“ von Mircea Eliade, das mit folgenden Zeilen beginnt: „Für den religiösen Menschen ist der Raum nicht homogen. Er weist Brüche und Risse auf; er enthält Teile, die von den übrigen qualitativ verschieden sind. ‚Tritt nicht heran‘, sprach der Herr zu Moses, ‚ziehe die Schuhe von den Füßen, denn die Stätte, darauf du stehst, ist heiliges Land‘ (2. Mose, 3,5). Es gibt also einen heiligen, d.h. ‚kraftgeladenen‘, bedeutungsvollen Raum, und es gibt andere Raumbezirke, die nicht heilig … sind“. Diesem Phänomen der Inhomogenität des Raumes geht Eliade im direkten Vergleich zeitlich und räumlich zum Teil sehr weit voneinander entfernter Kulturen nach. Er stößt dabei auf ein System religiöser Vor-

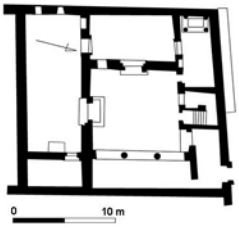


Abb. 1

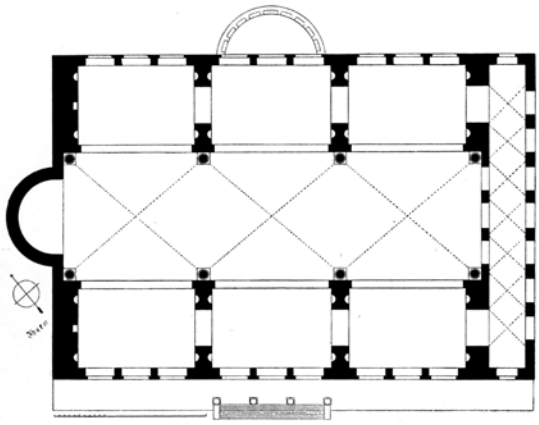


Abb. 2

stellungen, das offenbar kulturübergreifend die Konstruktion Heiliger Räume bestimmt: „a) Ein heiliger Ort stellt einen Bruch in der Homogenität des Raums dar; b) dieser Bruch ist durch eine ‚Öffnung' symbolisiert, die den Übergang von einer kosmischen Region zur anderen ermöglicht (vom Himmel zur Erde und von der Erde in die Unterwelt); c) die Verbindung mit dem Himmel kann durch verschiedene Bilder ausgedrückt werden, die sich alle auf die axis mundi beziehen: Säule (die universalis columna), Leiter (die Jakobsleiter), Berg, Baum, Liane usw.; d) rund um diese Weltachse erstreckt sich die ‚Welt' (=unsere Welt), folglich befindet sich die Achse ‚in der Mitte', im ‚Nabel der Erde', sie ist das Zentrum der Welt." Eliade geht davon aus, dass dieses System mehr oder weniger bruchlos in das Christentum übernommen wurde. Er erläutert die christliche Basilika als Abbild des himmlischen Jerusalem und zitiert Kirchenväter, die die Architektur christlicher Kirchen als kosmische Struktur deuten und z.B. den Altar mit dem Paradies parallelisieren.

Ein „heiteres Grundrisse-Raten" sollte uns helfen, die sakrale Struktur christlicher Gottesdiensträume architektonisch nachzuvollziehen. Der berühmteste aus der ersten Generation christlicher Gottesdiensträume ist die Hauskirche von Dura Europos. Hier wurde ein größerer Raum zur Versammlung einer Gemeinschaft geschaffen (im Grundriss auf Abb. 1 oben links) und durch ein Podest an der Ostseite ausgerichtet. Genau dies, eine ausgerichtete Versammlung von Menschen, ist es auch, was später, nach der konstantinischen Wende, den Bauwillen der ersten „Sakralbauten" des Christentums prägt. Der Vergleich einer x-beliebigen christlichen Basilika des 4. Jahrhunderts mit anderen öffentlichen Bauwerken jener Epoche macht klar, dass gerade nicht die Sakralbauten der heidnischen Umwelt dafür Pate standen, in denen die Begrenzung des sakralen Bezirks durch einen Temenos und die Achse zum Himmel durch ein Götterstandbild baulich umgesetzt wurden. Bauwerke dieses Typs waren einfach nicht geeignet, dem Ziel christlichen Gottesdienstes zu dienen: eine Gemeinschaft zum Gesang, zum Gebet oder zum Mahl zu versammeln. Für diesen Zweck waren profane Architekturvorbilder ungleich geeigneter, nämlich Basiliken, deren Raumkonzept an der berühmten Maxentius-Basilika in Rom (Abb. 2 und 3) besonders gut zu erkennen ist: Weite Tonnengewölbe spannen und kreuzen sich über einem möglichst wenig unterbrochenen Raum, der vielen Menschen den Blick auf die Apsis freigibt, in der der Richter oder der Kaiser oder wer auch immer ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Kirchen wurden also gerade nicht als Tempel errichtet, sondern nach dem Vorbild profaner Versammlungsräume – gewissermaßen den „Messehallen" der Antike. Wie ▶

Abb. 3

Abb. 4

wenig die sakrale Formensprache geeignet war, den christlichen Bauauftrag zu erfüllen, zeigt in unüberbietbarer Klarheit das Beispiel des Athena-Tempels von Syrakus, der in christlicher Zeit zur Kathedrale der Stadt umgebaut wurde und bis heute diesem Zweck dient. An ihr kann man sehen (Abb. 4), dass die heidnisch-sakrale Architektur bei diesem Umbau gewissermaßen auf Links gestülpt wurde. Dort wo vormals außenherum Säulen frei standen, werden die Interkolumnien zugemauert, um eine geschlossene Wand zu erhalten. Umgekehrt wird die Wand der Cella durch Arkaden aufgebrochen, um den äußeren Umgang als Versammlungsfläche mit dem Innenraum zu verbinden und ihn kommunikativ zu erschließen. Der Lackmustest einer Kultkontinuität zwischen heidnischem Tempelkult und christlichem Gottesdienst zeigt: Die Formensprache sakraler Architektur muss dabei geradezu in ihr Gegenteil verkehrt werden. Wir haben es beim Raum also mit einer ganz ähnlichen Entwicklung zu tun wie beim Amt: Nach vielleicht zwei oder drei Jahrhunderten, in denen die Kategorie der Sakralität für das Amt und den Kirchenraum keine Rolle spielte, werden diese Deutemuster dann sekundär aufgegriffen und entwickeln sich in einer Zeit, da die heidnischen Kulte keine ernsthafte Konkurrenz mehr darstellten zu einer der wichtigsten Parameter für die theologische Deutung des Kirchenraumes und des gottesdienstlichen Geschehens.

Alte und neue Risiken der Rede vom Messopfer – Achim Budde las Eucharistiegebete

In diesem Zuge wird auch Opfer-Terminologie aufgegriffen, um das Geheimnis der Eucharistie zu verstehen. Die Hinrichtung Jesu von Nazareth am Kreuz war seit neutestamentlicher Zeit in den Kategorien des Opfers interpretiert worden. Zugleich beginnt die christliche Gemeinde im übertragenen Sinn der alttestamentlich-prophetischen Tradition auch ihr Gebet und ihren Gottesdienst als Darbringung bzw. Opfer zu verstehen – später auch die Darbringung von Gaben, die aus ihrer Mitte für die eucharistische Heiligung zur Verfügung gestellt werden. Der Lektüre-Zirkel, der sich mit der Quellenlektüre antiker Eucharistie-Gebete befasste, konnte die Entwicklung nachvollziehen, wie die Anwendung der Opferkategorie auf 1. das Opfer Christi und 2. das Opfer der Kirche die Gebetstexte mehr und mehr zu bestimmen begann, wie aber zugleich diese beiden Dimensionen gedanklich klar voneinander unterschieden wurden. Erst im Mittelalter und nur in der römischen Kirche geschah es (vermutlich aus Unverständnis der ursprünglichen Texthermeneutik), dass diese beiden Anwendungen des Opferbegriffs miteinander vermischt wurden – bis zu dem Punkt, dass die Kirche sich nun als Subjekt des Opfers Christi begriff. Seit jener Zeit begann man den Canon Romanus so zu verstehen, dass die Kirche Gott den Leib und das Blut seines Sohnes darbringe – ein Verständnis, das von den östlichen Christen rundweg abgelehnt wird und im Westen schließlich zu einer der Hauptursachen für die abendländische Kirchenspaltung wurde. Insofern wäre Thomas Rusters Kritik entgegenzuhalten: Nicht die Anwendung der Opferkategorien auf das eucharistische Geschehen an sich, noch die Rede vom Messopfer sind problematisch, sondern allein die auch in der

eigenen, römischen Tradition ursprünglich unbekannte Vorstellung, die erst im Zuge der Liturgiereform im 4. Hochgebet erstmals auch liturgisch zur Sprache kam, dass „wir“ Gott den Leib und das Blut seines Sohnes darbringen. Eine „sakrale Aura“ wie viele sie heute in katholischen Gottesdiensten zu Recht vermissen, lässt sich ohne weiteres herstellen, ohne diese für Protestanten, Orthodoxe und spätantike Römer gleichermaßen anstößige Sprechweise zu pflegen.

Der „magische Rest“ in der Liturgie – Albert Gerhards zu Gottfried Hierzenberger

Der aus gesundheitlichen Gründen ausgefallene Lesekreis über das Thema Liturgie sollte sich mit dem 1969 erschienenen Buch von Gottfried Hierzenberger, Der magische Rest. Ein Beitrag zur Entmagisierung des Christentums (Düsseldorf 1969) befassen. Dieses Buch stand damals auf dem Höhepunkt der Entsakralisierungsdebatte, die unmittelbar an die Erfahrungen des Zweiten Vatikanischen Konzils anschloss und bis heute oft damit in Verbindung gebracht wird. 1967 erschien in der Maria Laacher Reihe „Liturgie und Mönchtum“ ein Band „Das Sakrale im Widerspruch“. Damit ist die Position charakterisiert, in die sich die Verfechter einer „feierlichen“ Liturgie versetzt sahen. Die Jahre unmittelbar nach dem Konzil wurden von vielen als Befreiung von Zwängen unterschiedlicher Art verstanden, darunter insbesondere auch die einer ritualisierten und bis ins kleinste Detail festgelegten Liturgie. Diese wurde nicht mehr unmittelbar als Ausdruck des Glaubens der Kirche verstanden. Man musste in ihre Geschichte zurückgehen, um sie zu verstehen. So war Josef Andreas Jungmanns Werk „Missarum sollemnia. Eine genetische Erklärung der römischen Messe“ für die Verfechter wie die Gegner der Reform ein Bezugspunkt. Die Protagonisten der Reform gerieten von beiden Seiten unter Druck.

Das Buch Hierzenbergers operiert mit dem Magiebegriff. Hierunter wird eine Verdinglichung des Heils verstanden, der „magische Rest“, der das Christentum pervertiert und vielen Menschen den Zugang zu ihm versperrt habe. Daher sollte, so das erklärte Programm des Verfassers, das Christentum durch Entmagisierung wieder attraktiver werden. Hierzu muss man bedenken, dass etwa die Erkenntnisse der historisch-kritischen Exegese seitens der katholischen Theologie damals gerade erst in der Rezeptionsphase standen. Der Rekurs auf den historisch-kritisch eruierten Kern wurde als Befreiung aufgefasst von einer Reglementierung, die den Zugang zum Eigentlichen verstellte. Die Grundthese des Verfassers besteht darin, dass „in den konkreten Bereichen kirchlichen Lebens in vielfacher Weise und Hinsicht magisches Verständnis und Verhalten den Ton angeben, das eigentlich Christliche überdecken und einen verantwortbaren Mitvollzug unmöglich machen“. (S. 12). Diese magische Aufladung sei ein Grund für die Säkularisierung, der man durch Entmagisierung gleichsam das Wasser abgraben möchte. Die Liturgie bildet dementsprechend nur einen Teil des Untersuchungsobjekts, doch kam ja gerade in der Liturgiereform das Anliegen des Konzils einer Konzentration auf das Wesentliche, Vereinfachung und Verständlichkeit am Deutlichsten zum Ausdruck. Dabei geht es nicht um eine bloße Rückkehr zum Alten, da auch die urkirchlichen Ausprägungen, wie sie in der Bibel niedergelegt sind, keineswegs einen Idealzustand verkörpern. „Trotzdem spiegelt sich in ihnen deutlicher als in den späteren Formen das ursprünglich Gemeinte und Angestrebte, so dass sich daraus auch für uns heute und für die Zukunft bei aller Geschichtlichkeit und allem Bewusstsein der Zeitbedingtheit und Überholbarkeit auch der erneuerten Formen bleibend gültige Perspektiven herausarbeiten lassen. – Methodisch muss eine Liturgiereform deshalb so vorgehen, dass sie – genaues historisch-kritisches Wissen vorausgesetzt – die gegenwärtigen Formen analysiert, mit dem Ursprünglichen konfrontiert, das Entgegengesetzte, Unzeitgemäße, Widersprüchliche ▶

konstatiert und damit als gefährlich und abweichend distanziert. Der zweite Schritt besteht dann darin, aus der Kenntnis der urkirchlichen Gestaltungsprinzipien heraus und im vollen Bewusstsein der christlichen Tradition seither in aller Offenheit und mit befreiten schöpferischen Kräften unserem heutigen Empfinden entsprechende Formen der Liturgie zu erarbeiten.“ (S. 84 f.).

Im Grunde greift Hierzenberger hier eine Anfrage Romano Guardinis aus dem Jahr 1964 auf, in der er angesichts der sich gerade anbahnenden Liturgieerneuerung radikal nach der Liturgiefähigkeit des heutigen Menschen fragte. In einem Artikel „Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung“ fragte er: „Ist vielleicht der liturgische Akt, und mit ihm überhaupt das, was ‚Liturgie‘ heißt, so sehr historisch gebunden – antik, oder mittelalterlich, oder barock – dass man sie der Ehrlichkeit wegen ganz aufgeben müsste? Sollte man sich nicht zu der Einsicht durchringen, der Mensch des industriellen Zeitalters, der Technik und der durch sie bedingten soziologischen Strukturen sei zum liturgischen Akt einfach nicht mehr fähig? Und sollte man, statt von Erneuerung zu reden, nicht lieber überlegen, in welcher Weise die heiligen Geheimnisse zu feiern seien, dass dieser heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne?“ (Liturgisches Jahrbuch 14, 1964, 106).

Seit einigen Jahren, verstärkt seit Beginn des Pontifikats Papst Benedikt XVI., erlebt die katholische Kirche eine Resakralisierung ihrer Liturgie. Bisheriger Höhepunkt war wohl die Wiederzulassung des „älteren Usus“ der römischen Liturgie im Jahre 2007 mit dem erklärten Ziel, durch den sakral empfundenen älteren Usus den neueren positiv zu beeinflussen. Damit wird einem Programm, wie es Hierzenberger vorlegt und wie es sich möglicherweise auch innerhalb der Reform der Liturgie selbst ausgewirkt hat, eine klare Absage erteilt. Dazu passt z. B. auch die Renaissance des Ablasswesens mit seinen Begleitphänomenen. Die Lektüre des Buchs sollte nicht dazu verleiten, sich über die Naivität der späten 60er Jahre zu amüsieren. Vielmehr stellt sich bei der Relecture aus heutiger Perspektive die Frage, was zur damaligen Radikalität der „Entmagisierung“ geführt hatte und was möglicherweise zur „Resakralisierung“ in unserer Zeit führt. Welche Konsequenzen sind zu erwarten, wenn man eine ältere Form der Liturgie, die seinerzeit in Misskredit geraten ist, wiederbelebt? 40 Jahre nach Hierzenberger wissen wir, dass „Magie“ eine Gegebenheit ist, die auch aus dem Christentum nicht einfach eliminiert werden kann. Hier geht es vielmehr darum, die biblischem Denken fundamentale Dialektik von positiver und negativer Theologie, Bilderfreudigkeit und Bildkritik, Kult und Kultkritik aufrecht zu erhalten und produktiv zu gestalten. Um diese Aufgabe heute erfüllen zu können, ist ein Blick auf die Auseinandersetzung der „68er Jahre“ äußerst lehrreich.

Sakralität in der Musik – Regina Werbick hörte Gregorianik, Bach, Dufay, Bruckner und mehr

Nicht nur im theologischen Lektüre-Camp war das Phänomen der Sakralität Thema: Ein weiterer Kurs befasste sich mit der Sakralität in der Musik. Ausgehend von der Beobachtung, dass musikalisches (Nach-) Empfinden von Transzendenz-Erfahrungen in allen Epochen eine wichtige Rolle spielt, stellten sich die Teilnehmer die Frage: Gibt es losgelöst von der Vertonung religiöser Texte eine Musiksprache, die sich von derjenigen weltlicher Musik unterscheidet? Oder ist die Sakralität in der Musik letztlich nur ein Konstrukt des Komponisten oder des Zuhörers? Anhand von ausgewählten Werken aus neun Stationen der Musikgeschichte versuchten die Teilnehmer, einer Antwort auf die Spur zu kommen. Diese Werke wurden nicht nur theoretisch betrachtet: In der Stunde nach dem Frühstück hatten alle Teilnehmer der Ruhigen Woche gemeinsam die Gelegenheit, im Chor einzelne

Stücke einzuüben und sich ihnen so auch ganz praktisch zu nähern.
Das Zusammenwirken von Musik und Sprache wurde anhand der Gregorianik grundlegend beleuchtet und in der Auseinandersetzung mit mittelalterlichen Volks- und Kirchenliedern hinterfragt. Bei Liedern wie „O Haupt voll Blut und Wunden“ befassten sich die Teilnehmer nicht nur mit dem einschlägig bekannten geistlichen Text, sondern auch mit jenem der ursprünglichen, weltlichen Fassung: „Mein G’müt ist mir verwirret, das macht ein’ Jungfrau zart“. Gerade vor dem Hintergrund, dass dieses Lied in besonderer Weise geistlich besetzt zu sein scheint, führte die Beschäftigung mit dem weltlichen Text und dessen Singen zu regen Diskussionen.
Weiterhin wurden die Gattungen Messe und Motette in ihrer Entstehung und Entwicklung betrachtet. Die „Missa L’homme armé“ von Guillaume Dufay, eine Messe nach Vorlage eines mittelalterlichen Soldatenliedes, diente als erneutes Beispiel, wie wenig bedeutsam bzw. wie wenig existent im Mittelalter der Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Musiksprache war.
In der Beschäftigung mit Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium als Parodie stellte sich ähnliches heraus – ohne dass dabei Bachs Bedeutung als religiöser Komponist hätte in Frage gestellt werden müssen. Auch im weiteren Werk Bachs ließen sich vor dem Hintergrund dieser Fragestellung interessante Entdeckungen machen.
Außerdem befassten sich die Teilnehmer mit der Musik des 19. und 20. Jahrhunderts. Ausgewählte Sinfonien von Bruckner und Mahler luden zur Spekulation über mögliche religiöse Hintergründe oder „Programme“ ein. Besonders auffallend war beim Hören von Bruckners 4. Sinfonie die Einigkeit der Teilnehmer darüber, dass es sich um die Thematik der Schöpfung handeln müsse. Dieser offensichtlich naheliegende Höreindruck, der musikwissenschaftlich und historisch jeder Grundlage entbehrt, zeigte noch einmal sehr eindrucksvoll, wie offen Musik(sprache) für Deutung und Interpretation ist – eine Entdeckung, die als Fazit unter vier Tagen intensiver Auseinandersetzung mit verschiedensten Epochen geistlicher und weltlicher Musik stehen kann.

Tagungshinweis:

A 942 „Der Körper und das Heil.“
Rothenfelser Lektüre-Camp 2009

Mit Prof. Dr. Michael Bongardt,
Prof. Dr. Albert Gerhards,
Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins,
Prof. Dr. Thomas Ruster,
Prof. Dr. Georg Schöllgen,
Prof. Dr. Georg Steins und
Regina Werbick (Musik).

SO 20.09. bis FR 25.09.2009

Info und Anmeldung über die
Verwaltung der Burg Rothenfels oder unter
www.burg-rothenfels.de

Theologisch Interessierte ziehen sich für eine Woche nach Burg Rothenfels zurück, um in Ruhe Literatur oder Quellen über die Rolle des menschlichen Körpers in der Theologie zu lesen. Dem gemeinsamen Oberthema nähern sie sich von ihren jeweiligen Fachbereichen her – ob es nun um die aktive Teilnahme an der Liturgie geht, um die Lehre Kirchenväter über Askese und Auferstehung, um mittelalterliche Deutungen des Körpers, um Hirnforschung, Ehtik und Anthropologie, um die Wunder in der Bibel oder um den Körper in der Musik ...

„Die Pforte des Labyrinths“

Schönheit als Zentralerfahrung authentischer Spiritualität

„Der Schönheit der Welt keine Aufmerksamkeit zu schenken, ist vielleicht ein so großes Verbrechen der Undankbarkeit, dass es die Strafe des Unglücks verdient.“ (ZG 51)

„Und dennoch ist heutzutage in den Ländern weißer Rasse die Schönheit der Welt beinahe der einzige Weg, über den man Gott noch eindringen lassen kann.“ (UG 166)

Was schön ist (bzw. wirkt), hat eine eigentümliche Autorität: Es fasziniert und hält auf Distanz, es schlägt in Bann und fordert Respekt, es blendet und erleuchtet. „Nicht zu fassen“ – ein gelungenes Kunstwerk, ein schöner Mensch, eine hinreißende Naturerscheinung, „einfach überwältigend“. Schönheit kann weh tun, so vertraut und fremd zugleich ist sie. „Ich kann mich nicht satt sehen“ – die Erfahrung von Schönheit hat mit Eros zu tun: Sie zieht an und verführt, sie stellt auf den Kopf und trifft ins Herz. Dieses Doppelalphabet von Attraktion und Widerstand, von Faszinosum und Tremendum versuchte Simone Weil ihr Leben lang (1909 – 1943) zu bewältigen, denkend und handelnd, staunend und schweigend. Dem gehen die folgenden Überlegungen kurz nach. Zusammen mit dem Unglück ist die Schönheit für Simone Weil der Brennpunkt, an dem sich alle Lebensfragen treffen: Metaphysisch, ethisch, ästhetisch – und eben: religiös. „Die Schönheit der Welt ist die Pforte des Labyrinthes“ (UG 167f), und führt in dessen alles verwandelnde Mitte.

Simone Weil ist eine radikale Denkerin. „Gespannte Aufmerksamkeit“ ist ihre Grundhaltung: Genau im Detail, geht sie doch aufs Ganze. Noch in der unscheinbarsten Erfahrung des Schönen sieht sie den Gesamtzusammenhang: „die Schönheit der Welt, das allumfassende Schöne“ (UG 178). Kosmos heißt bekanntlich: Schönheit und Ordnung; inmitten von noch so viel Unfug doch die unglaubliche Fuge des Daseins. Das All-Eins, das wir Welt nennen, ist so überwältigend schön und schrecklich, dass es geliebt werden will und darin die Ankunft Gottes glaubhaft macht: „Die Schönheit der Welt ist die Weltordnung, insofern sie geliebt wird „(UG 176). Nicht Verachtung also, sondern staunende Zustimmung und wirkliche Liebe zur Welt – so lautet die richtige Grundeinstellung für den Menschen. Im Blick auf das Geheimnis, das wir Gott nennen, heißt es: „Die einzige Schönheit, die wirkliche Gegenwart Gottes ist, ist die Schönheit des Universums. Nichts, was kleiner ist als das Universum, ist schön“ (UG 183), weil ihm der Durch-Blick zum Ganzen fehlte. Umso mehr aber kommt es auf jedes Detail an.

Blick-Richtungen

Das Phänomen des Schönen ist, wie alles Grundlegende – früher sprach man von den „Transzendentalien des Seins“ –, nicht definierbar. Den Grund dafür hat Eduard Mörike in seinem Gedicht „Auf eine Lampe“ treffend auf den Punkt gebracht: „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“. Es hat eine eigentümliche Evidenz, die unmittelbar einleuchtet – und erst im Nachhinein umschrieben werden kann. „Schön ist, was im Sehen gefällt“ – so lautet eine Formel etwa bei Thomas von Aquin. Simone Weil markiert treffend: „Das Schöne. Was man nicht verändern will“ (ZG 159). Man kann es nur anschauen – und dieses Schauen ist schon Antwort auf das Geschaute, man könnte es kontemplativ nennen. Simone Weil spricht von Aufmerksamkeit, von Ehrfurcht, von Reinheit und Gehorsam. Wo wirkliche Schönheit wirklich begegnet, hält man inne, dreht sich um, bleibt gebannt stehen. Es ist eine Art Konversion der Blickrichtung. Nicht der feststellende und begreifende Blick ist angemessen, der analysiert und kritisch unter die Lupe nimmt. Erfordert ist jener absichtslose Blick, der – im doppelten

Wortsinn – das Schöne sein *lässt*. „Da ist nur wahre Aufmerksamkeit, Schweigen, Stillhalten durch Leiden und Freuden hindurch“ (UG 207). Dieser kontemplative Hin-Blick ist, wenn man so will, ein ergriffenes Ergreifen, ein liebevolles Standhalten – auch und gerade angesichts des Fremden und Befremdlichen. „Es ist eine heute von allen gründlich verkannte Hauptwahrheit des Christentums, dass das, was uns rettet, der Blick ist.“ (UG 205) Das ist nicht ein willentliches, angestrengtes und forciertes Sehen oder gar Glotzen, sondern ein Gebanntsein vor der Größe und Stimmigkeit der Weltordnung. „Die Anstrengung, durch welche die Seele dich rettet, gleicht der Anstrengung des Schauens, des Lauschens, der Anstrengung, mit welcher eine Braut ihr Ja-Wort ausspricht. Es ist ein Akt der Aufmerksamkeit und der Zustimmung. Was die Sprache Willen nennt, ist hingegen etwas, das der Muskelanstrengung gleicht.“ (UG 206) Treffend und folgenreich hat Simone Weil diesen kontemplativen Blick unterschieden von dem einverleibenden, der das Geschaute bloß taxiert oder gierig in sich hinein zieht. Einverleibend ist die eine Haltung, freigebend die andere. „Dies ist der große Schmerz des menschlichen Lebens, dass Schauen und Essen zwei verschiedene Tätigkeiten sind.“ (UG 171) Schönheit kann nur um den Preis der Zerstörung einverleibt werden. Die Würde des Schönen hat nämlich etwas Unnahbares und fordert Abstand. Gerade hierin zeigt sich, welch strengen Begriff von Schönheit Simone Weil in den Mittelpunkt stellt.

Materie: Lehrerin der Weisheit

Für Simone Weil lebt der faktische Mensch der westlichen Welt im Mittelpunktswahn, in der Illusion also. Er glaubt sich im Zentrum, um das alles kreist. Diese eingebildete Zentralstellung ist die Wurzel allen Übels. Weils ganze spirituelle Leidenschaft, die sich im Denken wie im Handeln zeigt, zielt auf die Überwindung dieses Illusionären und Imaginären. Es gilt wirklich zu werden: Sowohl die unermessliche Welt wie die Zufälligkeit des einzelnen im Kosmos ist illusionslos wahrzunehmen. Entsprechend braucht es den Mut und die Anstrengung, sich enttäuschen zu lassen. „Auf unsere imaginäre Stellung im Mittelpunkt verzichten, nicht nur durch unsere Erkenntniskräfte darauf verzichten, sondern auch im Bereich unserer Einbildungskraft, heißt, zum Wirklichen, zum Ewigen erwachen, das wahre Licht schauen, das wahre Schweigen vernehmen.“ (UG 162). Auch hier gilt: „Nicht zu fassen“, die Leere auszuhalten und nicht mit Ersatzlösungen zu füllen – denn das wäre die Sünde! Es geht um einen Erweckungsvorgang.

Die besondere Lehrmeisterin für diese Konversion zur Wirklichkeit ist – und das ist ein besonders origineller Zug in Simone Weils Denken – die Materie mit ihrer unerbittlichen Gesetzmäßigkeit und ihrer „mechanischen Notwendigkeit“. Ganz auf der Linie Kants sieht Simone Weil zwei Dimensionen der einen Wirklichkeit – religiös formuliert: zwei Erscheinungsweisen der göttlichen Liebe –, die es menschlich wie weltlich mitzuvollziehen gilt. Im Raum der Autonomie ist es die denkende Person, die sich vernunftgeleitet der kosmischen Ordnung fügt und die sich entsprechend in Nächstenliebe dem Anderen „unterwirft“. Im Raum der mechanischen Notwendigkeit ist es die Trägheit der Materie, die es gleichermaßen selbstlos wahrzunehmen und anzuerkennen gilt. Ohne diese Schwerkraft der Materie und ihre spirituelle Durchdringung keine Liebe – und keine Schönheit. Sowohl der andere Mensch in der Nächstenliebe wie die Materie im kosmischen und naturalen Zyklus sind faszinierend – und störend, ja ärgerlich. Den Naturgesetzen zuzustimmen und die Weltordnung in ihrer „zärtlichen Gleichgültigkeit“ (Camus) zu lieben – das erst befreit von allen egoischen Illusionen und allen vernunft- wie willensgemäßen Überanstrengungen. Es braucht die Demut, das Gegebene hinzunehmen und förmlich durchzuschmerzen. Simone Weil, zeitlebens krank, hat z.B. fast ein Jahr lang als Fräserin bei Renault gearbeitet, um diese demütigende Schule des Materiellen sich ins Fleisch schreiben zu lassen: „Die Materie ist völlige Passivität und also völliger Gehorsam gegen den Willen Gottes. Sie ist ein vollkommenes Vorbild für uns.“ (ZG 24) Zur Geschöpflichkeit des Menschen gehört für Simone Weil diese zustimmende Bereitschaft, sich in das Ganze zu fügen und gerade nicht zu revoltieren. „Der Mensch kann sich niemals dem Gehorsam gegen Gott entziehen. Ein Geschöpf kann nicht

nicht gehorchen. Die einzige Wahl, die dem Menschen als einem vernunftbegabten und freien Geschöpf offen steht, ist die Entscheidung darüber, ob er diesen Gehorsam begehrt oder nicht begehrt. Wenn er ihn nicht begehrt, so gehorcht er nichtsdestoweniger unaufhörlich, insofern er der mechanischen Notwendigkeit unterworfen ist. Und wenn er ihn begehrt, so bleibt er zwar der mechanischen Notwendigkeit unterworfen, aber es tritt nun eine neue Notwendigkeit hinzu, eine Notwendigkeit, wie die Gesetze sie begründen, die den übernatürlichen Dingen eigen sind.“ (ZG 23)
Manche haben Simone Weil eine fast schon krankhafte Leidensbereitschaft unterstellt. In Wahrheit aber geht es ihr radikal nur um den Mitvollzug der Geschöpflichkeit und, zustimmend, der Schöpfung selbst. Die Materie ist das unüberbietbare Vorbild solcher Fügsamkeit – und das schließt die ganze Irritation des Irdischen ein, die Lästigkeit auch und die Einschränkung durch das Materielle, selbst den körperlichen Schmerz. Weil weigert sich, die Wirklichkeit zu halbieren und sozusagen nur die Schokoladenseiten zuzulassen. Erst wo das Unglück genauso gewürdigt wird wie die Schönheit, ist die Wahrheit des Wirklichen im Blick. Und die hat immer mit Enttäuschung zu tun, Simone Weil spricht sogar von Vernichtung, von Dekreation, von Entwerdung. So wie Gott sich entäußert und sozusagen auf seine Göttlichkeit verzichtet, um die Welt zu schaffen und den Menschen zu suchen, so gilt es, an diesem Selbstverzicht Gottes schöpferisch Anteil zu nehmen. In diesem Exerzitium der Realität geschieht die „Vernichtung der Seele durch die mechanische Gewalt der Umstände“ (ZG 44), und gerade so ihre reinigende Wandlung, die Abarbeitung alles Egoistischen und Imaginären. Den Extrempunkt dieser Einwurzelung nennt Simone Weil Unglück. Ohne den Begriff der Notwendigkeit und auch des Schicksals lässt sich sinnvoll über die Wucht auch des Schönen, seine unerbittliche Macht angemessen nicht sprechen. “Es gibt eine Bitterkeit, die von dem Schönen und allen seinen Gestalten untrennbar ist.“ (ZG 194). So blendend ist diese Kontrasterfahrung, so überwältigend und schmerzhaft kathartisch. „Denn das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang, den wir grade noch ertragen, / und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht, / uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich.“ (Rilke)
Dass damit die Theodizeefrage zur Debatte steht, ist offenkundig: nicht nur warum das Unglück und wozu? Nicht minder: woher das Schöne und wozu? „Das Warum des Unglücklichen lässt keine Antwort zu, weil wir unter der Notwendigkeit leben und nicht in der Zweckhaftigkeit. Wenn diese Welt einen Zweck in sich selbst hätte, dann wäre die andere Welt nicht der Ort des Guten. Jedes Mal, wenn wir die Welt nach ihrem Zweck fragen, verweigert sie die Antwort. Aber um zu wissen, dass sie die Antwort verweigert, muss man die Frage stellen.“ (ZG 49) Das unentrinnbare Eingefügtsein in die materielle Weltordnung ist unbegreiflich, und im Unglück wie eine Stigmatisation. „Das Unglück zwingt uns, mit ganzer Seele das Fehlen jeglicher Zweckhaftigkeit zu empfinden.“ (UG 185) Auf ganz andere Weise und doch vergleichbar ist die Erfahrung der Schönheit grundlos, und (intentional) nicht zu fassen. „Einzig das Schöne ist kein Mittel zu etwas Anderem. Nur die Schönheit ist in sich selbst gut, doch ohne dass wir darin irgendein Gut fänden. Sie selbst scheint ein Versprechen zu sein und kein Gut. Aber sie gibt nur sich selbst, und niemals gibt sie etwas Anderes.“ (UG 172)

„Auf Sprossen zu der Schönheit der Welt aufsteigen“

Ganz auf der Linie des platonischen Symposions und der gesamten Theologie und Mystik bis in die jüngste Zeit wird von Simone Weil der spirituelle Weg als ein Aufstiegsweg beschrieben, dem der Abstiegsweg Gottes korrespondiert. Alles Irdische ist wichtig: Schon die kleinste Schönheit und der geringste Schmerz verweisen auf den alles Begreifen übersteigenden Gesamtzusammenhang. Je absichtsloser und hingebungsvoller die Zustimmung zur Wirklichkeit ist, desto reiner und vollkommener wird der Mensch geöffnet für das Geheimnis des Göttlichen (und umgekehrt?). Im „Schnittpunkt zwischen der Schöpfung und dem Schöpfer“ (ZG 31) steht das Kreuz. Alles in der Welt ist also stufenweise zu lieben, aber es braucht die Unterscheidung zwischen dem Vorletzten und dem Letzten. „Nichts hienieden ist vollkommen rein, außer der Schönheit des Universums

in ihrer Fülle, die unmittelbar zu empfinden nicht in unserer Macht steht, bevor wir nicht größere Fortschritte in der Vervollkommnung gemacht haben. Diese Schönheit in ihrer Fülle liegt übrigens in nichts Sinnlichem beschlossen, wenn sie auch gewissermaßen sinnlich wahrnehmbar ist.“ (UG 197)

In der Erfahrung der Schönheit, ihrer Bearbeitung und ihrem leidenden Aushalten steckt eine faszinierende Verführungskraft. Realistisch spricht Simone Weil davon, dass die Schönheit eine „Falle“ sei. Wer, der sich in eine endgültige Beziehung liebend hinein verführen lässt und selbst verführt, kennte nicht auch die Phasen der Anfechtung und die (hoffentlich zeitlich begrenzte) Lust zum Widerruf der liebenden Beziehung. „Die Schönheit der Welt ist die Pforte des Labyrinthes. Der Unvorsichtige, der einmal angetreten, einige Schritte getan hat, ist nach kurzer Zeit außerstande, den Ausgang wieder zu finden….“ (UG 167f; 26) Wer sich vom Schönen – wortwörtlich – hinreißen lässt, betritt eine andere, tiefere Welt. Er sieht sich herausgeführt aus der vermeintlich selbstverständlichen Oberfläche des Geschehens. Durch das Schöne werden wir aus dem Belanglosen und bloß Imaginären herausgelockt – hin zum Geheimnis Gottes selbst. Im Blick auf den Mythos von Hades und Persephone heißt es veranschaulichend: „Die Narzisse, deren Duft bewirkt, dass der ganze Himmel, der sich dort oben erstreckt, und die ganze Erde lacht, und das Anschwellen des Meeres, das ist ein Gefühl des Schönen, das für uns durch sein Erscheinen ein Lächeln auf das gesamte Universum legt. Die Seele erschauert und möchte das Schöne ergreifen. Aber dieses Schöne ist eine Falle. Eine Falle von Zeus. Sobald die Seele sich dem Schönen nähert, wird sie von Gott ergriffen. Es ist ein fruchtbares Abenteuer, von dem sie ganz gegen ihren eigenen Willen gefangen genommen wird.“ (C 3, 26)

„Christi zärtliches Lächeln“

Der entschieden christliche Blick auf Unglück und eben Schönheit ist natürlich geprägt durch den Gleichniserzähler aus Nazaret. Nicht zufällig kommt Simone Weil immer wieder auf die Bergpredigt zu sprechen – die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels – und vor allem auf den Gott, der in unterschiedslos verschwenderischer Güte Regen und Sonnenschein schenkt. Ausdrücklich zitiert sie dann Franziskus und Johannes vom Kreuz als genuine Jesusjünger. Aber je mehr das Christentum sich abgekapselt hat von anderen Weltdeutungen und Sinnwelten, desto mehr ging ihm der gleichsam sakramentale Charakter der Welt verloren, die Welt wurde gottlos und Gott weltlos; Schönheit war (und ist) kirchlich kein Thema mehr. Deshalb knüpft Simone Weil, ganz auf der Linie der alten Kirchenväter, an die vor- und außerchristliche Weltweisheit an: die griechischen Mythen z.B., die Tragöden und Philosophen, aber auch asiatische Spiritualität. Es gilt, wieder katholisch zu werden! Die hierarchisch differenzierte Weltdeutung im Licht des höchsten Gutes bei Platon gibt ihr wichtige Hinweise. Nicht minder „die stoische Liebe zum Weltganzen“ (UG 185) – jene philosophische Weltfrömmigkeit, die das bisherige Christentum wie einen Schatten begleitet und heute als besondere Lebenskunst empfohlen wird. „Das Christentum wird sich nicht inkarnieren, solange es nicht den Geist der Stoa in sich aufgenommen hat: die Gesinnung der kindlich frommen Liebe zu der irdischen Heimat, zu unserem Vaterland hienieden, welches das Universum ist. An dem Tage, an dem, infolge eines heute nur schwer begreiflichen Missverständnisses, das Christentum sich von dem Stoizismus getrennt hat, hat es sich zu einem abstrakten und abgespaltenen Sonderdasein verurteilt.“ (UG 183) Dass dies keineswegs nur ein Missverständnis war, wäre eigens zu zeigen. Es hat nämlich mit der Botschaft dessen zu tun, dem Simone Weil auf ihre Weise alle Aufmerksamkeit schenkt: Jesus Christus.

Als der Lehrer der Bergpredigt, als der Gekreuzigte und Unglückliche, als Erscheinung und Gestalt des göttlichen „Erfinders der Schönheit“ (vgl. Weisheit 13) steht er im Mittelpunkt des Weilschen Denkens. “Niemals legte ich mir die Frage vor, ob Christus eine Inkarnation Gottes war oder nicht; aber in der Tat sah ich mich außerstande, an ihn zu denken, ohne ihn als Gott zu denken.“ (UG 52) Weil in ihm der suchende Gott und der gehorsame Mensch sich gefunden haben, ist er im Geheimnis der Schönheit wie des Unglücks präsent – im Modus der Abwesenheit. Christus erleidet „das äußerste Unglück, das zugleich ▶

körperlicher Schmerz, seelische Qual und soziale Entwürdigung ist“ (ZG 30) Angenagelt an das Kreuz der Wirklichkeit, geht von Christus zugleich jene Schönheit aus, die biblisch Herrlichkeit heißt. In seiner Inkarnation ist Gott Mensch geworden – gehorsam bis zum Tod, ganz hinab gestiegen bis in das „Herz der Erde“ (Mt 12,40). Deshalb leuchtet seine Gegenwart in allen Dingen, in der Nächstenliebe wie in der mechanischen Notwendigkeit der Materie, im Brot wie in den Steinen, die auf ihn geworfen werden (vgl. UG 160).

„Die Vollendung, das ist die Erschaffung der Schönheit. Gott hat das Weltall erschaffen, und sein Sohn, unser erstgeborener Bruder, hat für uns dessen Schönheit erschaffen. Die Schönheit der Welt ist Christi zärtliches Lächeln für uns durch den Stoff hindurch. Er ist wirklich gegenwärtig in der Schönheit des Alls. Die Liebe zu dieser Schönheit entspringt dem in unserer Seele hernieder gestiegenen Gott und geht auf den im Weltall gegenwärtigen Gott. Auch sie ist etwas wie ein Sakrament.“ (UG 169) Diese „Christophanie“ in allen Dingen zeigt die Welt in ihrer Gottdurchlässigkeit erst recht. „Die Gegenwart des Christus durch die Materie hindurch“ (UG 175) ist vielberedt, gerade in ihrem Schweigen. „Die Geschöpfe reden mit Lauten, das Wort Gottes ist Schweigen. Das heimliche Liebewort Gottes kann nichts Anderes als das Schweigen sein. Christus ist das Schweigen Gottes.“ (ZG 43)

S. Weil ist erfüllt von der Erfahrung des Christus universalis. Die „reale Gegenwart Gottes in allem, was schön ist“ (C III, 128) ist zutiefst christozentrisch zu buchstabieren.

Entsprechend kann Weil von der Sakramentalität des Wirklichen sprechen, die es wieder zu gewinnen gilt. Eine Zentralgestalt dafür ist das künstlerische Schaffen und ihr Ergebnis. Alles ist in Wahrheit gottdurchlässig. Man darf durchaus an Teilhards Rede von der Diaphanie alles Weltlichen denken, an die Luzidität aller Dinge im österlichen Licht. Weils umfassender Begriff von Sakramentalität – sie spricht auch vom Sakrament der Zeit: das Ewige im Augenblick der Schönheitserfahrung (vgl. UG 179f) – hängt unmittelbar mit ihrem Verständnis von Eucharistie zusammen. „Gott kann hienieden nur im Verborgenen gegenwärtig sein. Seine Gegenwart in der Eucharistie ist wahrhaft verborgen, weil unser Geist mit keinem Teil zu dieser Verborgenheit Zutritt hat. Daher ist sie vollkommen... Und sogar die menschliche Gegenwart Christi in einem fleischlichen Leibe war etwas Anderes als die vollkommene Reinheit; denn er hat den getadelt, der ihn gut nannte; denn er hat gesagt: ‚Es ist gut für euch, dass ich fortgehe.‘ Er ist also wahrscheinlich völliger gegenwärtig in einem konsekrierten Stück Brot. Seine Gegenwart ist umso vollständiger, je verborgener sie ist.“ (UG 199f) Weil plädiert also für die Befreiung des Sakramentsverständnisses aus einem kirchlichen und sakramentalistischen Ghetto: Es geht um das Sakrament der Welt. (UG 204, vgl. 226)

Simone Weils kontemplative Weltsicht, die im übrigen höchst politische Folgen hat und deren ökologische Konsequenzen zu entfalten wären, stellt also nicht zufällig das Thema „Schönheit“ in den Mittelpunkt. Denn schrittweise genauer entdeckt sie das christliche Bekenntnis zur Welt als Gottes guter Schöpfung. Das freilich hält der Realität jenseits von Eden – also angesichts des Unglücks und aller destruktiven Mächte in uns und um uns – nur stand im Zeichen des Kreuzes, in der Wahrnehmung Christi. So erst wird die ganze Welt zum Sakrament der Liebe Gottes. Dem gilt alle Aufmerksamkeit, das gibt zu denken und zu tun, das macht zu schaffen: „die Zeit ist das Warten Gottes, der um unsere Liebe bettelt“ (C IV 131).

■ Gotthard Fuchs

Zitiert wird aus: Simone Weil: Zeugnis für das Gute. Spiritualität einer Philosophin, Düsseldorf/Zürich 1998 (ZG) – Simone Weil: Liebe zur Ordnung der Welt, in: dieselbe: „Das Unglück und die Gottesliebe, München 1953, 167ff (UG) – Simone Weil: Aufzeichnungen / Cahiers, 4 Bände, München 1991ff (C)

Hinweis: Sehr zu empfehlen von einem der besten deutschsprachigen Weil-Kenner und Vermittler: Otto Betz (Hg.), Schönheit spricht zu allen Herzen. Das Simone-Weil-Lesebuch, München 2009.

Tagungshinweis:
„Mach mich schön!“
Rothenfelser Ostertagung 2009
05.04. - 13.04.2009
Info und Anmeldung über die
Verwaltung der Burg Rothenfels oder unter
www.burg-rothenfels.de

„Grundgesetz des Menschenanstandes“

Thomas Mann und die Suche nach einem „Grundgesetz des Menschenanstandes“

Der interkulturelle Dialog war im Oktober für eine Wochenende auf Burg Rothenfels zuhause: Auf einer Tagung unter dem Titel „‘Mose‘ und ‘Musa‘ im Spiegel von Bibel, Koran und Literatur“ setzten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unter der Leitung von Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel (Tübingen), Prof. Dr. Hartmut Bobzin (Erlangen) und Prof. Dr. Hans-Christoph Schmitt (Erlangen) mit der Figur des Mose im Alten Testament, im Koran und in der Literatur der Moderne auseinander. Der Vortrag von Prof. Kuschel beleuchtete die künstlerische Verarbeitung des großen Gesetzgebers durch Thomas Mann in seiner Mose-Novelle „Das Gesetz“ aus dem Jahr 1943 und wird im Folgenden in einer für die Konturen erstellten Kurzfassung wiedergegeben. Eine deutlich ausführlichere Version mit Nachweisen findet sich in dem Band von Karl-Josef Kuschel, „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter...“ Literarische Skizzen 1 (Kevelaer 2005) 289–315.

Humanität ist bei Thomas Mann nie gesichert, sondern stets gefährdet, politisch wie anthropologisch. Diese Gefährdetheit ist Gegenstand seines literarischen Gestaltens. Humanität ist für Thomas Mann kein naiver Sonntagsbegriff, sondern ein Fluchtpunkt menschlicher Evolution. Humanität ist als bedrohte stets neu zu erkämpfen, zu erstreiten, politisch wie anthropologisch – und zwar gegen die Chaosmächte im Raum der Politik wie im Raum des Trieblebens. Und dieses Problem eines Kampfes um die Humanität, einer Erziehung zur Humanität hat Thomas Mann literarisch eindrucksvoll gestaltet in der Mose-Novelle „Das Gesetz“.

Eine Sinai-Phantasie im Geiste von Voltaire und Freud

Die Erzählung beginnt mit den Sätzen:
Seine Geburt war unordentlich, darum liebte er leidenschaftlich Ordnung, das Unverbrüchliche, Gebot und Verbot. Er tötete früh im Auflodern, darum wusste er besser als jeder Unerfahrene, dass Töten zwar köstlich, aber getötet zu haben höchst grässlich ist, und dass du nicht töten sollst. Er war sinnenheiß, darum verlangte es ihn nach dem Geistigen, Reinen und Heiligen, dem Unsichtbaren, denn dieses schien ihm geistig, heilig und rein.
Fürwahr ein merkwürdiger Auftakt für die Beschäftigung mit einem biblischen Text. Moses Geburt – unordentlich? Das Töten für ihn – köstlich? Das Getötethaben – grässlich? Nichts davon findet sich im biblischen Text. Warum ist es hier anders? Weil dieser Autor, Thomas Mann, das typisch moderne, d. h. freiheitliche Verhältnis zum biblischen Text hat. Er ist kein naiver Erzähler mehr, der die biblische Geschichte schlicht nacherzählen will. Der biblische Text ist für ihn nicht göttliche Offenbarung mit unfehlbarer Autorität. Wenn er die Bibel benutzt, dann zu eigenen Zwecken; wenn er biblische Stoffe aufgreift, dann im Interesse einer eigenen Konzeption. So auch bei seinem „Mose“, dessen Anfang schon das Grundthema der ganzen Erzählung anklingen lässt: Wie gelangt ein von Sinnlichkeit und Leidenschaft bestimmter Mensch zur Formung seines Lebens, zur Bändigung seiner selbst und zur Verantwortung für die Gemeinschaft?

Die Entstehung der Sittlichkeit aus der Sinnlichkeit

Mit offensichtlichem Amüsement hat Thomas Mann seinem Künstler-Kollegen aus uralter Zeit, Mose, gewissermaßen über die Schulter geblickt. Genauer: hat er vom Gipfel der Jahrtausende herab beobachtet, was in dem uralten Gelände „Sinai“ wohl vor sich gegangen sein muss und wie es der Kollege von damals wohl fertigbrachte, sein großes Kunst-Werk zu vollenden: ein sittlich geläutertes und moralisch gebändigtes Volk namens ▶

Israel. Mit Kennerblick weiß der Künstler von heute einzuschätzen, dass diese Arbeit schwer gewesen sein dürfte, so schwer wie wohl die Arbeit des Bildhauers Michelangelo an seiner Mose-Statue oder die eigene Arbeit an der Erziehung des deutschen Volkes im Zeitalter der Verblendung. Nicht genug kann denn auch in der Erzählung betont werden, dass dieses Volk ja ein „Pöbelvolk“ gewesen sei, ungeschlacht, eine „Wandermasse“, ungeordnet, ein „Gehudel“, ohne jede Richtung. Schon Mose habe eine „gewaltige, lange, in Zorn und Geduld zu bewältigende Arbeit“ investieren müssen, um „aus den ungebärdigen Horden nicht nur ein Volk zu bilden wie andere mehr, dem das Gewöhnliche gemütlich war, sondern ein außergewöhnliches und abgesondertes, eine reine Gestalt, aufgerichtet dem Unsichtbaren und ihm geheiligt“.

Dieser künstlerische Arbeitsprozess – vergleichbar eben einer Art von „michelangeleskem Skulpturwerk an einem Rohmaterial von Volkskörper“ – wird denn auch in 15 von 20 Kapiteln der Mose-Erzählung ausführlich geschildert. Will sagen: Eigentliches Thema dieser Erzählung ist die uralte Frage nach dem Kräfteverhältnis von Geist und Willen im Menschen, ja die Veranschaulichung des Problems, zu welchen Bedingungen die Idee des Guten gegen die sündhafte Willensnatur durchsetzbar ist. Und dies alles mit kalkulierten aktuellen Bezügen: Im widerspenstigen Volk der Juden soll das nicht weniger widerspenstige Volk der Deutschen gespiegelt werden; in Mose, dem Künstler, Thomas Mann, der Künstler, der seinerseits vergeblich das „Rohmaterial“ des deutschen „Volkskörpers“ zu formen versuchte. Das gibt dem Menschenbild dieser Novelle etwas Düsteres, Pessimistisches. Sie bildet so eine Brücke zwischen den Josephs-Romanen (mit ihrem letztlich glückhaften Menschenbild) und dem „Dr. Faustus“-Roman (mit seinem düsteren Weltbild).

Thomas Mann scheut sich nicht (zumal er sich auch hier in der Nachfolge Goethes wusste), die biblische Josua-Gestalt, die im Buche Exodus rein externe militärische Dienstfunktion hat (Ex 17,8-13), zum Anführer auch einer internen Terror- und Polizeitruppe zu machen, zur zwiespältigen Inkarnation eines „Würgeengels“, mit dem man zur Durchsetzung der Gebote drohen oder jedes Murren gegen den großen Künstler-Führer unterdrücken kann. Und obwohl der Text auch Passagen eines sich selbst vervollkommnenden Humanitätsideals kennt, ist doch auffällig, wie sehr der Aspekt des Autoritären, ja Gewaltsamen in der Erziehungsarbeit betont ist. Hier schreibt in Sachen Ethos kein schwärmerischer Idealist, sondern ein – angesichts der triumphierenden Pöbelherrschaft – noch düsterer gewordener Realist, der narrativ den Gedanken durchspielt, ob – wenn das Gute, Geistige und Sittliche nicht scheitern soll – nicht auch das Mittel der Macht und der Gewalt zugunsten der Sittlichkeit eingesetzt werden müsse. Am Ende seines „Mose“ setzt sich denn auch das Sittliche nur unter Mobilisierung der allerhöchsten Autorität durch, der Autorität Gottes ...

Die Funktionalisierung Gottes für das Sittliche

Die Ironie des Autors ist insbesondere dort unüberhörbar, wo der Erzähler mit dem „Göttlichen“ umgeht, d.h. wo ein modernes, kritisches Bewusstsein auf einen autoritativen Text der Vor-Moderne trifft. Jede biblische Theozentrik wird dabei von der Anthropozentrik her ironisch aufgebrochen. Zwar hält sich Thomas Mann im wesentlichen an den biblisch vorgegebenen Grundduktus der narrativen Dramaturgie: Schauplatz Ägypten – Auszug – Konflikte auf dem Wüstenzug – Lager auf dem Sinai – Erlassung der Gebote am Gottesberg. Aber als

moderner, der Religionskritik von Feuerbach bis Freud verpflichteter Erzähler bricht er die biblischen Texte an drei entscheidenden Punkten:

(1) Mose ist von vornherein Subjekt seines Gottesglaubens; dieser ist nicht Ergebnis von Offenbarung, sondern von „Überlegungen“. Mose „findet“ vor allem, dass ein unsichtbarer Gott an Heiligkeit einem sichtbaren überlegen sei, und er unternimmt nun alles, um seinem Volk die „Implikationen der Unsichtbarkeit, also Geistigkeit, Reinheit und Heiligkeit“, beizubringen, wohl wissend, dass er beim Volk von vornherein auf Widerstand stoßen wird. Umkehr der biblischen Perspektive findet statt: nicht Gott wählt sich ein reines, heiliges und abgesondertes Volk, sondern der Mensch Mose. Gottesglaube ist Bewusstseinsarbeit! Recht und Ethos sind Teil einer Strategie des großen Einzelnen gegenüber einer „heillosen Masse“. Alles Theologische ist ins Psychische, alles Göttlich-Wunderbare ins Psychologisch-Interessante verschoben.

(2) Die Wunderberichte des Buches Exodus (vor allem die „zehn Plagen“ Ägyptens, Kapitel 7-12) können deshalb als „viel Gerede“ ironisch abgetan werden. Sie entbehrten zwar „nicht jedes Hintergrunds“, trügen aber doch stark den „Charakter der Ausschmückung“. Ja, für die zehnte „Plage“, die Tötung der ägyptischen Erstgeburt, wird (wiederum in der Nachfolge Goethes) die zynische Erklärung geboten, sie sei die bewusste Mordaktion der Kampftruppe unter Joshua gewesen. Dieser habe nicht länger mehr auf die Genehmigung zum Exodus warten, sondern terroristisch Fakten schaffen wollen. Der theologisch so aufgeladene Topos „Exodus“ wird dadurch auf eine rein politisch motivierte „Austreibung“ entmythologisiert, habe doch die Tötung der Erstgeburt einen „plötzlichen Umsturz der Rechts- und Anspruchsverhältnisse“ in Ägypten mit sich gebracht. Die Ägypter mussten daher jedes Interesse daran haben, die Mose-Leute endlich loszuwerden; es konnte ihnen gar nicht schnell genug gehen ...

(3) Insbesondere der Prozess der Durchsetzung der Gottesgebote ist eine ironische Verfremdung der biblischen Theozentrik. Von einem „der Herr sprach zu Mose“ kann nirgendwo mehr die Rede sein. Die Erlassung des „Gottesgesetzes“ ist vielmehr Ergebnis einer politischen Strategie von Mose selber. Zunächst alleiniger Richter in allen Streit- und Rechtsfragen an Jahwes Statt, ist er wegen Arbeitsüberlastung gezwungen, Laienrichter einzusetzen, nur um mit umso größerer Energie dem Volk noch mehr Gebote einzuschärfen: Reinheitsgebote, Speisevorschriften, Sexualtabus, und alles dies mit der Berufung auf Gott und unter Androhung von Sanktionen durch die Kampftruppe des jungen Joshua, Jahwes und Moses’ „Würgeengel“.

Aber Mose muss erleben, dass das Volk bei aller äußeren Zustimmung nicht daran denkt, sich an all die Vorschriften auch zu halten, zumal er selber sich einige Freiheiten gestattet. Was bleibt ihm als „geplagtem Mann“ anderes übrig, als dem „Pöbelvolk“ Gottes Strafe selber anzudrohen: „Ihr werdet sehen, der Herr wird einmal plötzlich über euch kommen und euch vertilgen.“ Dabei kommt ihm entgegen, dass der Gottesberg „Sinai“ ein Vulkanberg ist. Und den plötzlichen Ausbruch dieses Vulkans nutzt denn auch Thomas Manns Moses geschickt, um das Volk durch Einschüchterung endgültig auf Gottes Gebote zu verpflichten. Dessen Rückfall (das Freiwerden der niedrigsten Triebschichten bei Abwesenheit der Autorität) zeigt, wie vergeblich Mose bisher gearbeitet hat. Schon nach dem Urtext (Ex 32,1-6) gibt sich das Volk bekanntlich besonders triebhafter Ausschweifungen rund um das „Goldene Kalb“ hin, als Mose 40 Tage und Nächte auf dem

„Grundgesetz des Menschenanstandes“

„Sinai“ verbringt und die Gebote in Empfang nimmt. Ein zweiter Anlauf ist nötig, aber selbst die Anfertigung des zweiten Exemplars der Tafeln wird vom Erzähler noch einmal ironisch verfremdet, indem aus der Not eine Tugend gemacht wird. Und so zeigt Thomas Mann noch einmal den großen Gesetzgeber als kunstfertigen Handwerker, der (wie weiland Michelangelo) an seinen Tafeln meißelt und schrubbt. Zu seinem „Gott“ sagt dieser Moses: „‚Lass mich nun die Tafeln erneuern, dass ich den Menschen dein Kurzgefasstes herniederbringe. Am Ende war es ganz gut, dass ich die ersten im Zorn zerschmetterte. Es waren ohnedies ein paar ungeratene Lettern darin. Ich will dir nur gestehen, dass ich unter der Hand daran dachte, als ich sie zerscheiterte.’ Und wieder saß er, von Joshua heimlich getränkt und geatzt, und metzte und meißelte, schrubbte und glättete, – saß und schrieb, mit dem Handrücken manchmal die Stirn wischend, griffelnd und spachtelnd die Schrift in die Tafeln, – die wurden besser sogar als das erste Mal.“

Wider die Aufkündigung des Sittengesetzes

Im Jahre 1942 – Thomas Mann hält sich längst im kalifornischen Exil, Pacific Palisades, auf – war ein aus Österreich stammender literarischer Agent namens Armin L. Robinson an zehn damals bekannte Autoren herangetreten mit der Bitte um einen Text über die 10 Gebote und ihre Pervertierung durch den Hitler-Faschismus. Er will daraus einen Film machen. Am 21. Juli 1942 trägt Thomas Mann in sein Tagebuch ein: „Plan des 10 Gebote-Propagandafilms (Robinson)“.

Doch obwohl er sich, als Nobelpreisträger der Paradeautor Robinsons, mehrfach persönlich bei der Firma Metro Goldwyn Mayer für das Projekt einsetzt, zerschlägt sich diese Idee. Robinson aber kann seine Autoren mindestens dazu überreden, ihren Text für eine Buchausgabe zur Verfügung zu stellen.

Ohnehin war Thomas Mann ein biblisches Thema in dieser Zeit nicht unlieb gewesen. Voraus gingen ja 16 Jahre intensivster Beschäftigung mit dem Joseph-Stoff, und dieser gewaltige vierbändige Roman war gerade in diesen Tagen, genau am 4. Januar 1943, abgeschlossen worden. Sogleich macht Thomas Mann sich daran, seinen „Moses“ zu schreiben, und die folgenden Eintragungen ins Tagebuch geben genaue Rechenschaft über die Zeitumstände, die für das Entstehen des „Mose“ maßgebend sind: Die Russen sind auf dem Vormarsch, entsetzen bald Leningrad; die deutschen Truppen werden bei Stalingrad auf grauenhafte Weise vernichtet; Rommel ist in Nordafrika in die Defensive geraten; die Bombardierung Berlins durch alliierte Flugzeuge zeigt starke Wirkung; die „Royal Air Force“ überfliegt die Alpen und bombardiert Oberitalien... Und als Thomas Mann am 13. März 1943 nach nur sechs Wochen Arbeit seinen „Mose“ abschließt, kann er nicht ahnen, dass es noch zwei Jahre des entsetzlichen Völkermordens und nie dagewesener Zivilisationszerstörung dauern wird, bis dieser grauenhafte „Spuk“ ein Ende hat ...

Die Arbeit am „Mose“ und die „deutsche Katastrophe bei Stalingrad“: die Notate über den großen Gesetzgeber seines Volkes und die genaue Beobachtung, wie die Truppen eines hybriden Menschheitsverbrechers Tag für Tag, Woche für Woche durch alliierte und russische Truppen zurückgedrängt werden – die Frage stellt sich von selbst: Gibt es über das zufällige zeitliche Zusammentreffen hinaus eine tiefere, innere Verbindung beider Vorgänge? Haben das Ringen um eine der Gründergestalten des Judentums und der Kampf gegen den Faschismus irgendetwas miteinander zu tun? Die Antwort lautet: Schon Robinson war bei seinem Projekt von einer Faschismusdeutung ausgegangen und Thomas Mann teilte diese Deutung als Aufkündigung des „moral code“ der Menschheit. Wenn er auch in seinem Glauben an eine

theonome Begründung sehr zurückhaltend war: Angesichts des verbrecherischen Faschismus wollte auch er auf die unbedingte, universale Verbindlichkeit eines Sittengesetzes der Menschheit nicht verzichten. Die Sache der „Zehn Gebote“ – sie war zwar in der Sprache Israels gesprochen und doch auch „in allen Sprachen der Völker“ aussagbar, eine „Rede für alle“. Daher erklären sich Umschreibungen wie: die „Zehn Gebote“, Gottes Gesetz als „das Ewig-Kurzgefasste“, als „Quintessenz des Menschenanstandes“, als „Grundweisung und Fels des Menschenanstandes“, als „Fels des Anstandes“. Schlüsselbedeutung gegen Ende der Erzählung hat die Passage, in der Mose dem Volk die Tafeln übergibt. Wörtlich heißt es: „Nimm sie hin, Vaterblut, und halte sie heilig in Gottes Zelt, was sie aber besagen, das halte heilig bei dir im Tun und Lassen! Denn das Bündig-Bindende ist es und Kurzgefasste, der Fels des Anstandes, und Gott schrieb's in den Stein mit meinem Griffel, lapidar, das A und O des Menschenbenehmens.“

So ist es nur konsequent, wenn Thomas Mann sich auch in seinen öffentlichen Erklärungen in dieser Zeit oft auf die Zehn Gebote als ethisches Grundminimum der Menschheit bezieht. Seit 1940 hatte er sich von Amerika aus in antifaschistischer Propagandaarbeit engagiert. Vorträge von ihm werden über den britischen Rundfunk ausgestrahlt. So auch am 25. April 1943. An diesem Tag teilt Thomas Mann seinen Hörern mit, dass bald ein Buch herauskommen werde, in dem zehn Autoren, darunter Sigrid Undset, Jules Romains und Franz Werfel, nur einen einzigen Gegenstand behandelt hätten: die Zehn Gebote als das „in Urzeiten der Menschheit“ gegebene „sittliche Grundgesetz“. Punkt für Punkt sei es den Schriftstellern darum gegangen, die „blasphemische Schändung“ aufzuzeigen, die diesem „Grundgesetz des Menschenanstandes“ heute von den Mächten zugefügt worden sei.

Und dann kommt Thomas Mann auf seinen eigenen Beitrag zu sprechen und liest seinen Hörern den Schluss seiner Mose-Novelle vor. Das war deshalb besonders wirkungsvoll, weil dieser Schluss auch rhetorisch den Höhepunkt des ganzen Textes bildet: ein Fluch auf diejenigen, welche das göttlich verbürgte Sittengesetz zu verletzen wagten:

In den Stein des Berges metzte ich das ABC des Menschenbenehmens, aber auch in dein Fleisch und Blut soll es gemetzt sein, Israel, so dass jeder, der ein Wort bricht von den zehn Geboten, heimlich erschrecken soll vor sich selbst und vor Gott, und soll ihm kalt werden ums Herz, weil er aus Gottes Schranken trat. Ich weiß wohl, und Gott weiß es im voraus, dass seine Gebote nicht werden gehalten werden; und wird verstoßen werden gegen die Worte immer und überall. Doch eiskalt ums Herz soll es wenigstens jedem werden, der eines bricht, weil sie doch auch in sein Fleisch und Blut geschrieben sind und er wohl weiß, die Worte gelten. Aber Fluch dem Menschen, der da aufsteht und spricht: „Sie gelten nicht mehr.“ Fluch ihm, der euch lehrt: „Auf, und seid ihrer ledig! Lügt, mordet und raubt, hurt, schändet und liefert Vater und Mutter ans Messer.“ ... Blut wird in Strömen fließen um seiner schwarzen Dummheit willen, Blut, dass die Röte weicht aus den Wangen der Menschheit, aber sie kann nicht anders, gefällt muss der Schurke sein. Und will meinen Fuß aufheben, spricht der Herr, und ihn in den Kot treten – in den Erdengrund will Ich den Lästerer treten, hundertundzwölf Klafter tief, und Mensch und Tier sollen einen Bogen machen um die Stätte, wo Ich ihn hintrat, und die Vögel des Himmels hoch im Fluge ausweichen, dass sie nicht darüber fliegen. Und wer seinen Namen nennt, der soll nach allen vier Gegenden speien und sich den Mund wischen und sprechen: „Behüte!“. Dass die Erde wieder die Erde sei, ein Tal der Notdurft, aber doch keine Luderwiese. Sagt alle Amen dazu. Und alles Volk sagte Amen.

Erziehung zu Humanität – mit Strenge

Dass Mose das Volk Israel zwingen musste „zu seinem Glück“: das war bei Thomas Mann nicht nur die Widerspiegelung einer historischen Überlieferung. Das entsprach durchaus auch seinen eigenen politischen Vorstellungen. Man hat hier von totalitärer Humanität bei Thomas Mann sprechen wollen, ein gefährlicher Ausdruck, der mir inadäquat zu sein scheint. Aber dass Thomas Mann auch autoritäre Mittel bejahte, um das Volk von einem falschen Weg abzubringen und zum Guten zu erziehen, das ist durch vielfache Äußerungen belegt, Äußerungen,

die sich durch das ganze Werk ziehen und so etwas wie eine Grundüberzeugung bilden, die er ein Leben lang gehegt hat.
Der Gedanke taucht bereits 1938, in einer Rede Thomas Manns zum Thema „Vom zukünftigen Sieg der Demokratie“ auf:
Wir sind mit der Natur des Menschen, oder besser gesagt: der Menschen so ziemlich vertraut und weit entfernt, uns Illusionen über sie zu machen. Sie ist befestigt in dem Sakralwort „Das Trachten des Menschenherzens ist böse von Jugend auf“. Sie ist mit philosophischem Zynismus ausgesprochen in dem Wort Friedrichs II. von der „verfluchten Rasse“ – „de cette race maudite“. Mein Gott, die Menschen ... Ihre Ungerechtigkeit, Bosheit, Grausamkeit, ihre durchschnittliche Dummheit und Blindheit sind hinlänglich erwiesen, ihr Egoismus ist krass, ihre Verlogenheit, Feigheit, Unsozialität bilden unsere tägliche Erfahrung; ein eiserner Druck disziplinären Zwangs ist nötig, sie nur leidlich in Zucht und Ordnung zu halten. Wer wüsste diesem vertrackten Geschlecht nicht alle Laster nachzusagen, wer dächte nicht öfters völlig hoffnungslos über seine Zukunft und verstände es nicht, dass die Engel im Himmel vom Tage der Erschaffung an die Nase rümpften über den unbegreiflichen Anteil, den Gott der Herr an diesem fragwürdigen Geschöpfe nimmt?
Eine Vorwegnahme der Erzählung „Das Gesetz“. Es ist aber aufregend zu sehen, dass sich Thomas Mann immer wieder aus diesem anthropologischen Pessimismus aufrafft und konstruktiv an der Bewältigung der Menschheitsaufgaben mitarbeitet. In zahlreichen Stellungnahmen vor, während und nach dem Krieg ist – unbeschadet seines bleibenden anthropologischen Pessimismus – von Perspektiven einer umfassenden, auch das Negative integrierenden Humanität die Rede und den entsprechenden politischen Konsequenzen daraus. So fordert er im Jahr 1943, als er den „Mose“ gerade beendet hatte, dass sich gegen das „Ur-Verbrechertum“ die ganze moralische Welt zusammenschließen müsse:
Die Tendenz zu irgendeiner Art von Welt-Organisation ist unverkennbar vorhanden, und nichts dergleichen ist möglich ohne eine bestimmte Dosis säkularisierten Christentums, ohne eine neue Bill of Rights, ein alle bindendes Grundgesetz des Menschenrechts und Menschenanstandes, das, unabhängig von Unterschieden der Staats- und Regierungsform, ein Minimum von Respekt vor dem Homo Dei allgemein garantiert. Das wäre viel; es ist beinahe alles, was ich zu wünschen, zu erhoffen mich erkühne. Diese Erde ist ein Tal der Notdurft; eine Luderwiese muss sie nicht sein. Ich verlange nicht mehr, als dass sich darin leben lässt.

■ Karl-Josef Kuschel

Alte Musik auf Burg Rothenfels:

H 909
Gamben-Consort-Kurs.
Der „Klassiker“ für Fortgeschrittene
mit Christine Heinrich.
DI 14.04. bis SO 19.04.2009

H 916
„Veni sancte spiritus“ –
verbotene Sakralmusik zu Pfingsten
Mit Walter Waidosch.
FR 29.05. bis MO 01.06.2009

H 921
Don Quichotte oder der Sieg
der Narrheit über die Vernunft
Musik und Tanz von 1342 bis 1761 mit S. Baier, B. Ebel, Th. Hirsch, B. Knobloch, V. Kronseder, F. Mehltretter, B. Niedecken, E. Röll und W. Waidosch.
MO 01.06. bis SO 07.06.2009

H 923
„The Viol made easy“
Ein Lehrgang für Einsteiger in die wunderbare Welt der Viola da gamba mit Walter Waidosch.
SO 07.06. bis MI 10.06.2009

H 930
Sommer-Musik-Woche
„Battaglia – Lamento – Magnificat”
Gesang, Blockflöte und Viola da Gamba mit Tina Groth, Brigitte Braun-Bader, Ute Braun-Böcherer, Elvira Lessle, Michael Webert.
SO 02.08. bis SO 09.08.2009

H 937
Torneo amoroso –
Tanz und Musik aus Italien 1550–1650
Für alle, die auf Tanz und Musik dieser faszinierenden Epoche neugierig sind.
Mit Walter Waidosch u. a.
FR 04.09. bis SO 13.09.2009

Ökumenische Basis-Liturgie

Am 3. Dezember hielt Dr. Achim Budde, Leiter der Bildungsstätte auf Burg Rothenfels, im Festsaal der Universität Bonn seine öffentliche Antrittsvorlesung als Privatdozent der dortigen Katholisch-Theologischen Fakultät. Feierlich wurde ihm die Habilitationsurkunde überreicht, die es ihm erlaubt und ihn zugleich verpflichtet, an der Universität zu unterrichten. Eine Delegation aus Mitgliedern des Burgvereins und Kolleginnen von der Burg wohnten dem Festakt bei. Der Vortragstext über Ökumenische Liturgie wird hier in einer Kurzfassung wiedergegeben. Eine ausführliche Fassung mit Nachweisen erscheint in B. J. Hilberath u. a. (Hrsg.), Ökumene des Lebens als Herausforderung der wissenschaftlichen Theologie (Frankfurt 2008) 93–115.

Die ökumenische Atmosphäre ist so üselig wie das Wetter Anfang Dezember in der Kölner Bucht. Als im Vorfeld des Kölner Weltjugendtages der EKD-Vorsitzende Bischof Dr. Wolfgang Huber das Schlagwort von der „Ökumene der Profile“ prägte, da wurde das nicht ohne Grund von vielen als Signal einer neu anhebenden Eiszeit zwischen den Konfessionen aufgefasst. Und wenn auch Bischof Huber vor Kurzem in einem KNA-Interview deutlich zurückruderte, so sind doch die tatsächlichen Verstimmungen unübersehbar.

Ich beginne einmal im eigenen Haus: Da ruft die Kirche von Rom ein weltweites Paulus-Jahr aus, und es gibt keinerlei Absprachen mit unseren evangelischen Geschwistern. Dabei liegt doch der Völkerapostel bekanntlich gerade ihnen theologisch besonders am Herzen. Stattdessen wird ein Sonder-Ablass ausgerufen, also ausgerechnet jene Praxis forciert, die in ihrer damaligen Form nicht unwesentlich zur Kirchenspaltung beigetragen hatte. Das verrät ungefähr so viel Fingerspitzengefühl, wie wenn der Lutherische Weltbund ein ökumenisches Marienjahr ausruft, und dies mit einer feierlichen Verwerfung der nicht biblisch verankerten Lehre von der unbefleckten Empfängnis verbindet.

Umgekehrt ist die EKD in diesem Sommer schwungvoll in die Luther-Dekade gestartet, die bis zum Reformationsjubiläum im Jahr 2017 das evangelische Profil als „Kirche der Freiheit“ stärken soll. Und sofort wächst auf katholischer Seite die Angst, dass diese Charme-Offensive der Protestanten zu Lasten des eigenen Images gehen könnte. Kardinal Walter Kasper hat sich umgehend dagegen verwahrt, die programmatische Formulierung „Kirche der Freiheit“ als Abgrenzung zu einer „angeblich autoritätsfixierten katholischen Kirche“ zu verstehen. Und Kardinal Karl Lehmann äußerte neulich am Reformationstag hier gegenüber in der Bonner Kreuzkirche den Wunsch, bis zum Jahr 2017 doch bitte gemeinsam „zu beschreiben, wie wir die Reformation beurteilen und bewerten“. Noch ist die EKD nicht auf das Angebot eingegangen, aber immerhin hat von Seiten der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) Landesbischof Dr. Friedrich Weber unverzüglich die Bereitschaft erklärt, das Jubiläum auch ökumenisch anzugehen.

Eigentlich haben wir eine solche ökumenische Rücksichtnahme gar nicht verdient, sondern erfahren sie aus reiner Gnade. Denn schließlich hatten unsere evangelischen Geschwister in der jüngeren Vergangenheit aus Rom so manche Brüskierung zu ertragen: sei es die in der Sache eigentlich unnötig häufige Betonung, dass die Kirchen der Reformation keine Kirchen seien, oder auch die Wiederzulassung der großherzigen Karfreitagsfürbitte für die Häretiker, die „durch teuflischen Trug verführt sind …, dass sie alle Verkehrtheit des Irrglaubens ablegen und zur Einheit deiner Wahrheit zurückkehren“. Unsere evangelischen Schwestern und Brüder dürfen das wohl zu Recht auf sich beziehen und können nun bei uns im Gottesdienst wieder Gebets- ▶

aussagen über sich zu hören bekommen, die aus Gründen der Höflichkeit und aufgrund von rechtskräftigen Beschlüssen des II. Vatikanischen Konzils einmal aus der Liturgie verschwunden waren.
Schlechte Zeiten also für die Ökumene! Und schlechte Zeiten auch für den 2. Ökumenischen Kirchentag in München 2010! Denn es wäre doch zu schade, wenn dieses hoffnungsvolle Ereignis am Ende von den alten, noch immer nicht gelösten Konflikten überschattet würde.
Als Ausweg aus dieser Sackgasse wird nun wieder die „Ökumene des Lebens“ beschworen: “Wir dürfen uns nicht fixieren auf das, was nicht geht, sondern sollten das leben, was geht.” – so formulierte einst der lutherische Landesbischof Johannes Friedrich das Prinzip der „Ökumene des Lebens“; und er erkannte in dieser Selbstbescheidung einen „Vorgeschmack des Himmels“. Vor zwei Wochen noch hat Kardinal Walter Kasper diesen Grundsatz von katholischer Seite bekräftigt und dabei die Liturgie ganz ins Zentrum gestellt: Jetzt könne die Entwicklung weiter voranschreiten, indem man Gottesdienst miteinander feiere – zwar nicht die Eucharistie, da diese schließlich eine Frage des Glaubens sei, aber eben alles andere: „Wenn man alles andere tut, kommt man auch beim Abendmahl weiter.“
Was hunderte von Konsensdokumenten nicht vermochten, das soll nun also der gemeinsame Gottesdienst leisten: Liturgie-Ökumene, soweit sie aufgrund der Taufe heute schon möglich ist, ohne jedoch das evangelische Abendmahl als Eucharistie anzuerkennen, ohne das evangelische Amt als vollständiges Amt anzuerkennen, und ohne die evangelischen Kirchen als Kirchen anzuerkennen. Welche Perspektiven eröffnet denn diese Marschroute? Und: Ist sie überhaupt gangbar?

I. Das Stundengebet als ökumenische Basis-Liturgie

Das Stundengebet ist aus mehreren Gründen besonders geeignet, um die ökumenische Praxis auch im Gottesdienst voranzubringen. Dies soll im Folgenden an zwei ausgewählten Themen erläutert werden.

Die ökumenische Gestalt des Stundengebets

Es ist dem Alter der liturgischen Gestalt zu verdanken, dass die Ordnungen für das Stundengebet, die alle Konfessionen noch im Keller oder auf dem Nachttisch liegen haben, im Großen und Ganzen miteinander übereinstimmen: Sie stammen im Kern aus der Zeit vor den heute virulenten Kirchenspaltungen und wurden auch im Zuge der Reformation nicht als solche kontrovers diskutiert. Gegen Gesang und die Meditation von Psalmen und anderen Schrifttexten konnte schließlich niemand etwas haben! Luthers Kritik am Stundengebet richtete sich denn auch vor allem gegen die werkgerechte *Haltung* beim Gebet. Der „Missbrauch“, Gottesdienst „als ein Werk” zu verrichten, um damit Gottes Gnade zu erwerben, hatte ihm als Mönch das viele Beten nachhaltig verleidet. Gegen die Praxis als solche hatten die Reformatoren hingegen keine Einwände; und es gab – vor allem unter der Regie des genialen Liturgie-Organisators Johannes Bugenhagen – einige beachtliche Versuche, das Stundengebet als Gottesdienst der Gemeinde wiederzubeleben. Die Grundlage dafür bildete das Römische Brevier, das zwar um einige Inhalte bereinigt (Luther würde sagen: ‘gefegt’) wurde, in seiner Rahmenordnung aber weitgehend unversehrt blieb.
So war es noch nach der Kirchenspaltung ohne Weiteres möglich, das Stundengebet gemischtkonfessionell zu feiern: zum Beispiel im Halberstädter Dom oder – besonders reizend – im Frauenstift Schildesche bei Bielefeld, von dessen achtzehn Kanonissen je sechs sich zum Luthertum, sechs zum Calvinismus und sechs zum Katholizismus bekannten (die Äbtissin wurde per Rotation abwechselnd von den Konfessionen bestellt). Man muss allerdings zugeben, dass dies nicht aus ökumenischer Gesinnung geschah, sondern aus knallhartem Interesse an den Erträgen finanziell abgesicherter Institutionen: Wer verzichtet schon gerne auf eine gut dotierte Planstelle in einem wohlhabenden Stift? Später dann – als in den evangelischen Kirchen die Tagzeiten wiederentdeckt wurden – hat die traditionelle Form des Stundengebets auch dort wieder eine zunehmende Wertschätzung erfahren. Man denke nur an

die Entwicklung des Tagzeitenbuches der Michaelsbruderschaft. In der Substanz ist also eine gemeinsame Basis vorhanden, und es steht eine ökumenische Gottesdienst-Form fertig zur Anwendung bereit. Nur benutzt wird sie bislang kaum.

Volle Gottesdienst-Gemeinschaft

Anders als die großen Feste und der Sonntag wird der Alltag traditionell nicht durch eine Eucharistiefeier begangen. Werktagsmessen als Standard für normale Gemeindekirchen sind übrigens auch in der katholischen Kirche ein vergleichsweise junges Phänomen. Als einziger der drei Basis-Zyklen ist der Tageskreis daher nicht genuin mit dem Problem der mangelnden Eucharistiegemeinschaft belastet. Und auch die Amtsfrage ist weitgehend ausgeklammert; denn das Stundengebet ist in seinem Ursprung aus dem privaten Gebet des einzelnen Gläubigen hervorgegangen und immer auch ohne die Anwesenheit von Klerikern eigenständig gefeiert worden. Seit der Wiederentdeckung des Priestertums aller Gläubigen durch das II. Vatikanische Konzil ist der Gebetsdienst des einzelnen Gläubigen nun auch nach katholischer Auffassung wieder die entscheidende Bezugsgröße für das Stundengebet. Die Liturgiekonstitution lädt deshalb die Laien ausdrücklich ein, auch ohne Priester gemeinsam Stundengebet zu feiern; und auch die Leitung des Gottesdienstes darf dabei selbstverständlich von Laien übernommen werden.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass das katholische Kirchenrecht einen Gottesdienst nur dann als *sacra liturgia* bzw. *celebratio Ecclesiae ipsius* – auf Deutsch: als richtige „Liturgie der Kirche" – anerkennt, wenn er „von rechtmäßig dazu beauftragten Personen (*a personis legitime deputatis*)" dargebracht wird. Während Ludger Müller diese Bedingung speziell auf die Beauftragung zur Leitung des Gottesdienstes bezieht, sehen Thomas Stubenrauch und in seiner Folge Winfried Haunerland keinen Grund für eine solche Engführung; die Aussage beziehe sich vielmehr auf die Trägerschaft des Gottesdienstes insgesamt, und mit der erwähnten Beauftragung sei deshalb die allgemeine Beauftragung aller Gläubigen zum Gottesdienst durch ihre Taufe gemeint; denn diese wird in der Kirchenkonstitution des II. Vatikanums mit demselben Wort bezeichnet: "Durch die Taufe der Kirche eingegliedert, werden die Gläubigen durch das Prägemal zur christlichen Gottesverehrung bestellt (*deputantur*)" (LG 11).

In ökumenischer Perspektive ist daran bedeutsam, dass also nicht nur freiere Gebetsformen oder Andachten, sondern in diesem Fall auch die Ausführung kirchlichen Gottesdienstes im engeren Sinn allein an der allgemeinen Beauftragung der Christen zum Gotteslob festgemacht wird. Sowohl einzelne Dienste als auch die Leitung können auf dieser liturgie-theologischen Grundlage von allen Christen ausgeübt werden, deren Taufe anerkannt ist. Gerade die Taufe aber wird in jüngster Zeit immer eindringlicher beschworen als das einende Band zwischen den Konfessionen und als die Basis auch für gottesdienstliche Gemeinschaft.

Auf dieser Basis ermuntert die katholische Kirche ihre Gläubigen heute ausdrücklich auch zur vollen und aktiven Teilnahme am Stundengebet anderer Konfessionen – und zwar unabhängig davon, ob es sich um einen Orthros unter der Leitung eines orthodoxen Pfarrers oder um eine Vesper unter der Leitung einer lutherischen Pfarrerin handelt. Umgekehrt können im katholischen Stundengebet sogar „die Amtsträger der anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften den Platz einnehmen und die liturgischen Ehren empfangen, die ihrem Rang und ihrer Aufgabe entsprechen" (Ökumenisches Direktorium von 1993, Nr. 119). Solange also kein katholischer Geistlicher den Vorsitz beansprucht, ist damit die Leitung eines Tagzeiten-Gottesdienstes der katholischen Kirche durch evangelische Amtsträger legitimiert.

Ich komme zum Ergebnis des I. Teils: Es gibt also tatsächlich eine Form von Gottesdienst, die alle bekannten Schwierigkeiten elegant umschifft: Es ist diejenige Liturgie der Kirche, die vor allem dem Alltag und der habituellen Regelmäßigkeit des Gebets verpflichtet ist, und ist insofern die Basis-Liturgie der christlichen Zeitgestaltung. Es ist diejenige Liturgie der Kirche, deren Vollzug sich aus dem Gebet des Einzelnen ableitet – und dessen Durchführung sich aus der Taufe legitimiert. Insofern ist es auch die Basis-Liturgie ▶

des Volkes Gottes. Im Stundengebet spielt es schon heute keine entscheidende Rolle mehr, ob die einzelnen Glieder der versammelten Gemeinde nun Männer oder Frauen, „Juden oder Griechen“, Kleriker oder Laien, Katholiken oder Protestanten sind.

II. Die ekklesiologische Bedeutung des Stundengebets

Die Fokussierung der Theologie und der Gläubigen auf die Amtsfrage und die sakramentalen Vollzüge führt regelmäßig zu einer Unterbewertung und auch Unterbelichtung dieser kleinen Nische sakramentenfreier und amtsunabhängiger Gottesdienste, die ja trotzdem „Liturgie der Kirche“ sind. Dies möchte ich an zwei Beispielen aufzeigen: nämlich am Singen und am Beten.

Jede Stimme zählt: im Lobpreis Gottes vereint

Gesang ist ein Vorgang, der den ganzen Menschen erfasst – den Körper bei der Klangerzeugung, den Verstand durch den Text, und schließlich auch die emotionalen Tiefenschichten der Seele. Als umfassendste Ausdrucksmöglichkeit des Menschen ist er anthropologisch dazu prädestiniert, der natürliche Modus der Gottesverehrung zu sein: in der Liturgie, aber auch in der Vorstellung von der Vollendung der Schöpfung.

Deshalb wird seit der Zeit der Kirchenväter die Existenz im Himmel und auch im Paradies am Ende der Zeiten bildhaft als Jubelgesang und Frohlocken beschrieben. Und wenn die künftige, erlöste Existenz eine singende Gemeinschaft vor Gottes Angesicht ist, dann ist der irdische Gesang der Kirche ein symbolischer Vorgriff auf diese Vollendung. Bis ins Vokabular hinein – immer wieder *exultare* und *laetari* – werden himmlischer und irdischer Gottesdienst parallel beschrieben, etwa schon bei Cyprian von Karthago oder später bei Bischof Nicetas von Remesiana. Um die Vereinigung mit den himmlischen Chören ganz konkret zu gewährleisten, haben sogar Konzilien angeordnet, dass bestimmte Hymnen weltweit in jeder Kirche öffentlich gesungen werden müssen – und Kleriker, die dies in ihrer Gemeinde zu organisieren versäumen, werden ihres Amtes enthoben. Das gemeinsame Singen der Christen ist in der antiken Vorstellungswelt eine „Chorprobe für den Himmel“ (Meßner).

Wenn es nun also das große Programm der Heilsgeschichte Gottes mit seiner Schöpfung und somit der zentrale Heilsauftrag der Kirche ist, alle Menschen in den einen großen Lobgesang zu versammeln, dann kann es theologisch und ekklesiologisch nicht irrelevant sein, wenn Christen unterschiedlicher Konfession genau dies ganz real miteinander tun: Eine Gemeinde aus Protestanten und Katholiken kommt zusammen, stimmt den Lobpreis Gottes an, und antizipiert damit liturgisch jenen Zustand der Vollendung, dem das ganze Wirken der Kirche und letztlich auch die Eucharistie nur dienend und gewissermaßen „provisorisch“ untergeordnet ist. Christa Reich fragt daher zu Recht kritisch an, ob nicht aus der Leichtigkeit, mit der dieses ökumenische Liedgut auf einmal erstellt und gesungen werden durfte, auch eine Missachtung der theologischen Bedeutung spricht, die dem gemeinsamen Lobpreis Gottes eigentlich gebührt.

Fürsprache für die Welt: Der Leib Christi im Dienst

Noch ungleich größere ökumenische Relevanz hat das Bittgebet. Dies mag überraschen, weil die Fürbitten heute weder in der Messe noch im Stundengebet als besonderer Höhepunkt in Erscheinung treten. Das war früher anders.

Sie wissen vielleicht, dass es früher in der Eucharistiefeier nach den Lesungen und vor Beginn der eucharistischen Handlung eine rituelle Entlassung all derer gab, die nicht in voller Gemeinschaft mit der Kirche standen (also Büßer, Katechumenen etc.). Die wenigsten aber wissen, dass präzise dieselben Entlassungen auch in der Tagzeitenliturgie, im Stundengebet, nach dem Psalmengesang und vor dem gemeinsamen Bittgebet vollzogen wurden. Dass es sich dabei sachlich um exakt denselben Vorgang und dieselbe theologische Dringlichkeit handelte, wird daran deutlich, dass die Apostolischen Konstitutionen (4. Jh) in der Beschreibung des Abendgebets für den Wortlaut dieser Entlassungen kurzerhand auf die Texte zur Eucharistiefeier verweisen. Für die Teilnahme an den Fürbitten gelten somit präzise dieselben Zulassungsbeschränkungen

wie für den Empfang der Eucharistie. Stellen Sie sich einmal vor, bei der großen Papst-Vigil auf dem Weltjugendtag in Köln wäre nach den Psalmen und der Lesung die Lautsprecherdurchsage erklungen: „Zu den Fürbitten zugelassen sind alle, die in voller Gemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche stehen. Alle übrigen Anwesenden bitten wir, das Marienfeld nun zu verlassen!“ Das ist für uns eine absurde Vorstellung, war aber in jener Zeit, als die Vigil erfunden wurde, durchaus plausibel!

Den Denkhintergrund für diesen „Rausschmiss“ geben die Apostolischen Konstitutionen an ganz anderer Stelle preis, nämlich dort, wo im 2. Buch die Verpflichtung der Gläubigen zur Teilnahme am Morgen- und Abendgebet eingeschärft wird: Der Bischof solle das Volk ermahnen, „beständig in die Kirche zu gehen am Morgen und am Abend jeden Tages und davon in keiner Weise abzulassen, sondern fortwährend zusammenzukommen, und nicht die Kirche zu zerstümmeln, indem sie sich entziehen und den Leib Christi zerteilen”. Diese Rhetorik wird im Folgenden noch in mehreren Anläufen weiter entfaltet: „Nun zerstreut doch nicht euch selbst, die ihr Glieder Christi seid, indem ihr euch nicht versammelt!“ – „Beraubt nicht den Erlöser seiner eigenen Glieder und zerteilt nicht seinen Leib [...], sondern versammelt euch Psalmen singend und betend am Morgen und am Abend jeden Tages in den Kirchen”. Hinter diesen Sätzen steht die Überzeugung, dass die Kirche nicht nur in der Feier der Eucharistie der Leib Christi ist, sondern in ihrem gesamten liturgischen Leben. Konkret: Für das Heil der ganzen Welt vor Gott einzutreten, wird unter Rückgriff auf die neutestamentliche Diktion als der priesterliche Dienst Christi aufgefasst, den die Kirche als der Leib Christi vollzieht.

Das Schwänzen der Tagzeiten deshalb als „Verstümmelung des Leibes Christi“ zu bezeichnen, ist die vermutlich drastischste Formulierung, die in der christlichen Literatur je gewählt wurde, um die Bedeutung des gemeinsamen Bittgebets zu unterstreichen. Aber in ihren Grundzügen ist diese Theologie in ganz ähnlicher Wortwahl auch in der Liturgiekonstitution, im Stundenbuch und sogar im CIC enthalten. Die antiken Zulassungsbeschränkungen scheinen natürlich heute ohne ihren dämonologischen Hintergrund nicht mehr sinnvoll. Aber sie können doch sichtbar machen, welche ungeheure Wertschätzung das gemeinsame Gebet früher einmal erfuhr: Ihm eignete eine vergleichbare ekklesiologische Dignität wie der Feier der Eucharistie.

Ein Dammbruch mit Folgen

Heute sind diese Dimensionen des gemeinsamen Singens und Betens weitgehend in Vergessenheit geraten. Aber es ist wie gesagt noch gar nicht lange her, dass aus genau diesem Grund jede Form gottesdienstlicher Gemeinschaft von katholischer Seite unterbunden wurde: Bis zum II. Vatikanischen Konzil war Katholiken die Teilnahme an Gottesdiensten anderer Kirchen grundsätzlich verboten: Im Codex des Kirchenrechts von 1917 heißt es: „Es ist den Gläubigen nicht erlaubt, in irgendeiner Weise aktiv bei Gottesdiensten von Nichtkatholiken dabeizustehen oder teilzunehmen“ (can. 1258 § 1).

Und auch das Konzil selbst äußerte sich nur sehr zurückhaltend über das gemeinschaftliche Beten: Möglich sei es „zu besonderen Anlässen, zum Beispiel bei Gebeten, die ‘für die Einheit’ verrichtet werden“ (UR 8). Noch nach dem Konzil dann erklärten die deutschen Bischöfe, dass solche gemeinsamen Gebete bitte nicht im Kirchenraum stattfinden dürften und dass Geistliche bei ihnen auch keine liturgische Kleidung tragen sollten. Gemeinsam zu beten galt demnach nun in Ausnahmefällen zwar als legitim, es sollte aber möglichst nicht nach Gottesdienst aussehen.

Seit den späten 1960-er Jahren hat sich in dieser Frage ein regelrechter Dammbruch vollzogen. Im heute gültigen Ökumenischen Direktorium wird nicht nur die Feier im Kirchenraum und in liturgischer Gewandung zugelassen, sondern sogar ausdrücklich die Fürsprache für die Welt zur gemeinsamen Ausübung empfohlen – also präzise jener Vollzug, dessen theologische Bedeutung noch kurz vorher und seit der Antike jede Gemeinsamkeit ausgeschlossen hatte. Diese Offenheit ist möglich geworden, weil die theologischen Argumente von früher heute nur noch auf sakramentale Liturgien angewandt werden. Das Stundengebet wird deshalb fast

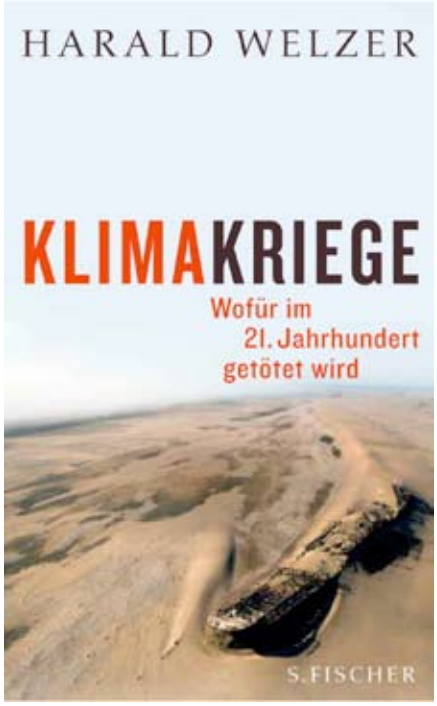
genauso freizügig behandelt wie freiere Formen von Andachten, obwohl es theologisch und historisch zu den Kernvollzügen kirchlicher Liturgie gehört.
Für die Ökumene liegt in dieser Zwischenstellung eine Chance zur gottesdienstlichen Realisierung kirchlicher Gemeinschaft, die bislang kaum wahrgenommen wurde: Über Konfessionsgrenzen hinweg den priesterlichen Dienst Christi als sein Leib zu vollziehen und gemeinsam in jenen himmlischen und eschatologischen Lobpreis einzustimmen, dessen irdische Realisierung immerhin der zentrale Auftrag der Kirche ist, erscheint in diesem Licht ekklesiologisch viel relevanter als es bislang wahrgenommen wurde: Jene Getauften, die sich zum Stundengebet versammeln, sind Leib Christi und sind Kirche in einer Weise, die früher einmal für die Identität und Abgrenzung der Kirche ähnlich bestimmend war wie die Eucharistie.

Schluss

Also doch „Gute Zeiten" für die Ökumene? Und das düstere Bild, das ich eingangs gezeichnet habe, erweist sich rückwirkend als viel zu pessimistisch? Nun: Die strittigen Fragen nach dem Amt und der Eucharistie lassen sich vor dem Hintergrund meiner Ausführungen zwar elegant umschiffen, aber immer noch nicht lösen.
Etwas größer sind vielleicht die Konsequenzen für die Frage nach der Anerkennung als Kirche. Denn aus der liturgischen Überlieferung heraus hatte sich die ekklesiologische Dignität des Stundengebets als so hochkarätig erwiesen, dass es inkonsistent erscheint, eine gemeinsame Vesper oder Laudes von Getauften jedweder Konfession, die 1. durch ihre Taufe allesamt zur Gottesverehrung im Stundengebet beauftragt sind, die 2. gemeinsam in den eschatologischen Lobpreis einstimmen und 3. im Fürbittgebet den priesterlichen Dienst Christi als der Leib Christi vollziehen, nicht auch als realen Selbstvollzug der Kirche anzusehen. Offenbar hat die Konzentration auf die Amtsfrage viele blind dafür gemacht, dass nicht alles, was von der Amtsfrage unberührt bleibt, gleich ekklesiologisch irrelevant ist.
In diesem Sinne verwundert tatsächlich die Begründung, mit der z. B. Kardinal Kasper nichteucharistische ökumenische Gottesdienste für möglich erklärt, weil es schließlich nur bei der Eucharistie um „eine Frage des Glaubens" gehe: „Man kann nicht nur einfach die Hand für die Hostie hinhalten", sagte Kasper, „sondern man muss auch dasselbe denken und glauben." Die Vorstellung, dass diese Übereinstimmung für nichteucharistische Liturgien wie das Stundengebet unnötig sei, wäre antiken Christen wohl als derbe Abwertung dieser Vorgänge erschienen.
Wichtige Fragen bleiben offen: Wie kann Gemeinschaften der Status als Kirche rechtlich aberkannt werden, deren Realisierung als Kirche man liturgisch anerkennt? Und: Wie lässt sich der Maßstab einer konsistenten liturgischen Symbolsprache aufrechterhalten, wenn jemand, der den Leib des Herrn in der Gestalt seiner Gemeinde in dem einen Gottesdienst selbst mitbildet, dann im anderen Gottesdienst nicht vom Leib Christi in der Gestalt von Brot und Wein empfangen darf? Diese Fragen möchte ich im Sinne der akademischen Arbeitsteilung gerne an die Kollegen anderer Fachbereiche abtreten. Vielleicht ist ja die Theologie, wenn ich in knapp 30 Jahren meine *lectio ultima* halten werde, mit der Klärung dieser Fragen ein Stück vorangekommen.
Vielleicht haben sich solche Fragen dann aber auch längst erübrigt, weil der Dammbruch, den das Konzil ausgelöst hat, bis dahin wieder „repariert", die wechselseitige Teilnahme an Gottesdiensten wieder konsequent unterbunden und mit der alten Liturgie auch die alten Zulassungsbeschränkungen mitsamt ihrem dämonologischen Denkhintergrund wieder in Geltung gesetzt wurden. Es gibt gewiss Kräfte, die es begrüßen würden, die gegenwärtig fehlende Konsistenz in dieser Richtung herzustellen.
Vielleicht haben sich die Fragen in 30 Jahren aber auch deshalb erübrigt, weil unsere Kirchen dann längst gegenseitig ihre Ämter, ihre Sakramente und ihr Kirche-Sein anerkannt haben, und vielleicht sogar längst zu der einen, sichtbaren Kirche vereinigt sind, die natürlich dann ebenfalls völlig konsistent in allen ihren Gottesdiensten als die eine Kirche und der eine Leib Christi in Erscheinung tritt. Mich würde es freuen.

■ Achim Budde

Klimakriege: Die Verwüstung der Welt



Der Klimawandel ist spätestens seit der Verleihung des Friedensnobelpreises an Al Gore und den Klimasachverständigenrat der Vereinten Nationen auf der globalen Ebene *das* bestimmende politische Thema und wird es für die kommenden Jahre bleiben.

In der Diskussion fällt auf, dass hauptsächlich naturwissenschaftliche Fragestellungen eine Rolle spielen. Die konkreten Folgen für den Menschen werden zwar herausgestellt, aber kaum näher untersucht, sondern quasi als Annex mitbeantwortet. Erst langsam beginnen andere Disziplinen, wie die Politik- und Sozialwissenschaften, sich den komplexen Folgen des Klimawandels auf Gesellschaft und den Einzelnen zu widmen. Hervor sticht dabei das Buch „Klimakriege: Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird“ des Sozialpsychologen Harald Welzer (2008). Welzer, Jahrgang 1958, ist Direktor des Center for Interdisciplinary Memory Research am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen und hat sich bislang mit Arbeiten wie „Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden” (2005) oder „Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis” (2002) hervorgetan. Die dort gewonnenen Erkenntnisse nutzt er auch für sein neuestes Werk, indem er den Klimawandel als Ausgangspunkt für die Untersuchung menschlicher Verhaltensweisen in Extremsituationen nimmt. Es geht ihm um den Zusammenhang von Klima und Gewalt: Existenzielle Mängel führen laut Welzer neben einem hohen Migrationsdruck zu einem erhöhten Gewaltpotenzial: Menschen, die vom Tod bedroht sind und wenig Handlungsspielräume haben, neigen zu Gewalt (S. 104; 110 ff.).

In seiner Einleitung weist er zunächst darauf hin, dass der Klimawandel die Welt ungleich trifft: „Die Klimaerwärmung, ein Ergebnis des unstillbaren Hungers nach fossiler Energie in den frühindustralisierten Ländern, trifft die ärmsten Regionen am härtesten; eine bittere Ironie, die jeder Erwartung Hohn spricht, dass das Leben gerecht sei.“ (S. 10).

Ein Schwerpunkt des Buches liegt auf der Migration aus dem armen Süden in den reichen Norden. Welzer beschreibt die Zustände an den Mittelmeergrenzen Europas ebenso wie die an der Grenze der USA zu Mexiko (S. 18 ff.; S. 181 ff.). Im Mittelmeer sind nach Schätzungen im Jahre 2006 etwa 3.000 Menschen gestorben, an der Südgrenze der USA waren es zwischen 1998 und 2004 1.954 Menschen. Für 2050 variieren die Schätzungen hinsichtlich der Klimaflüchtlinge zwischen 50 und 200 Millionen Menschen.

Neben der Migration stellt Welzer – entsprechend dem Titel des Buches – auf „gewaltförmige Klimakonflikte“ ab (157 ff.). Dies sind nach einer Forschungsgruppe, die im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen arbeitete, insgesamt 66 „Konflikte, die durch die Zerstörung von erneuerbaren Ressourcen verschärft oder beschleunigt

wurden.“ In der Mehrzahl dieser Konflikte ist vor allem die Degradation der Böden ein konfliktauslösendes oder zumindest -verschärfendes Element.
Ausführlich widmet Welzer sich dem Krieg in Darfur, den er den ersten modernen Klimakrieg nennt (S. 94 ff.). Ein Konflikt, der so alt ist wie die biblische Geschichte von Kain ud Abel, hat sich aufgrund zunehmender Bodenerosion zu einem veritablen Krieg weiterentwickelt. Auslösend war eine katastrophale Dürre: In manchen Regionen Darfurs sank die Regenmenge im Verlauf von 10 Jahren um mehr als ein Drittel, so dass heute 30 % der Landfläche des Sudans Wüste sind und in den nächsten Jahren weitere 25 % hinzukommen werden. Sie trieb die nomadisierenden Viehzüchter immer weiter in den Süden. Die hier sesshaften Bauern verwehrten jedoch den Zugang zu den Feldern. Inzwischen ist es nach Ansicht des Umweltprogramms der Vereinten Nationen eine wesentliche Voraussetzung für die Lösung des Darfur-Konflikts, dass die Umwelt- und Überlebensbedingungen verbessert werden.
Insgesamt macht Welzer deutlich, dass der Klimawandel nicht nur zu ökologischen Katastrophen führt, sondern vor allem zu sozialen Katastrophen (S. 45 ff.; 203 ff.). Gerade in diesem Feld wird die Machtasymmetrie im Weltsystem deutlich: nicht nur sind in Europa die natürlichen Folgen des Klimawandels geringer – manche Regionen, wie Mecklenburg-Vorpommern, sollen sogar profitieren – sondern es werden auch soziale Folgen abgefedert, indem die Gemeinschaft in Form des Staates Verantwortung übernimmt. In vielen Staaten mit schwach ausgeprägten staatlichen Strukturen geschieht dies aber nicht.
Welzer glaubt nicht daran, dass der Klimawandel ohne einen kompletten Bewusstseinswandel zu gestalten ist, da es nicht ausreiche, in einem fahrenden Zug gegen die Fahrtrichtung zu laufen, sondern der Zug als solcher in neue Gleise gesetzt werden müsse (S. 250 ff.). Der Klimawandel müsse ein „starting point für einen grundlegenden kulturellen Wandel [sein], einer, in dem die Reduktion von Verschwendung und Gewalt nicht als Verlust gesehen wird, sondern als Gewinn.“ Er propagiert damit eine Lebensweise, die – ganz in der christlichen Tradition – Verzicht als Gewinn sieht.
Insgesamt handelt es sich um ein gut lesbares – wenngleich nicht ausreichend strukturiertes – Buch, das provokante Thesen entwickelt und die Fragen des Klimawandels zu Fragen des menschlichen Zusammenlebens erweitert. Dies ist Welzers wesentliches und lobenswertes Verdienst. Da es damit am Beginn einer dringend notwendigen Entwicklung steht, bietet es einen hervorragenden Ansatz für weiteres Nachdenken.

■ Dominik Steiger

Schon vor Erscheinen des Buches entstand der Plan, die Tradition des politischen Gesprächkreises auf der Burg Rothenfels wieder mit Leben zu erfüllen. Das Ziel ist es, ein Forum zu schaffen, das Raum für kritisches Nachdenken über Themen bietet, die knapp unter der aktuellen Aufmerksamkeitsschwelle der Öffentlichkeit schweben, aber uns alle angehen. Die Tagung „Die Verwüstung der Welt: Migration, Kriege, Klimawandel“ soll – mit dem Schwerpunkt Desertifikation (Vordringen der Wüste) – Fragen ansprechen, die mit den hier aufgeworfenen eng verwoben sind.

Das Buch:
Harald Welzer,
Klimakriege:
Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird,
S. Fischer, 2008, 19.90 €;

auch bei der Bundeszentrale für politische Bildung (www.bpb.de) für eine Bereitstellungspauschale von 4 € erhältlich.

Die Tagung:
Die Verwüstung der Welt:
Migration, Kriege, Klimawandel,
6. – 8. November 2009,
Burg Rothenfels.

Neubeginn auf der Jugendtagung

„Gemeinsam einen Neubeginn wagen“ wollten wir – 56 Jugendliche und junge Erwachsene – auf der Burg während der Jugendtagung im August 2008. Das war eine Woche lang das Motto für alle Aktivitäten, bei denen es „neues“ zu entdecken, zu verstehen, zu diskutieren und zu erleben gab.

Wie geht das, etwas Neues beginnen? Warum neu anfangen? Wann ist etwas wirklich neu? Solche Fragen waren Anhaltspunkte, die wir nutzten, um uns in unterschiedlichsten Formen dem Thema zu nähern. Morgens bekamen wir durch Vorträge Impulse zum Nachdenken, die wir nachmittags in AKs und Workshops vertiefen konnten.

Das Phänomen „Neubeginn“ sollte auf politisch-historischer, religiöser und psychologischer Ebene untersucht werden. Zunächst berichtete Henrich Tiessen über den „Neubeginn“ von Jugendlichen nach dem Zweiten Weltkrieg, die vom Nationalsozialismus geprägt waren. Sowohl der Kapitalismus, als auch der Kommunismus, zwei grundverschiedene Ideologien versuchten diese Jugendliche für ihre Ideen zu gewinnen. Strikter Befehlsgehorsam ohne eigene Reflexion, die autoritäre elterliche Erziehung und die Funktion der Kirche wurden diskutiert. Der zweite Vortrag von Robert Flörchinger nahm Neubeginne im Leben biblischer Figuren unter die Lupe. Hans-Peter Crone berichtete aus psychologischer Sicht einleitend über Probleme und Hindernisse, die bei einem Neubeginn im eigenen Leben überwunden werden müssen. „Immer wieder von vorne beginnen…“, das kann schwierig sein und einem den Mut nehmen. Solchen und ähnlichen Themen widmeten wir uns anschließend in Kleingruppen.

In den Workshops kamen hochaktuelle und wirklich brenzlige Fragen auf den Tisch, z. B. aus der Bioethik: Wann beginnt das Leben und wann beginnt der Tod? Darf man mit embryonalen Stammzellen forschen, um später vielleicht Leben zu retten? Ist es ethisch vertretbar, dass man einer Familie, die bereits ein schwer krankes Kind mit einer genetischen Störung hat, anbietet, durch medizinische Eingriffe die Geburt weiterer kranker Kinder zu verhindern? Darf man leidenden Menschen Sterbehilfe leisten? Aber auch über das Luftsicherheitsgesetz mit der Frage, ob man, um viele Menschen zu retten, wenige töten darf, wurde diskutiert. Gibt es politische Lösungen für wichtige Probleme wie den Klimawandel oder das Foltergesetz? Was können wir eigentlich selber tun? Auch ganz andere Dinge wurden erarbeitet: Wie gehe ich verantwortlich mit meiner Gesundheit um?

Neubeginn auf der Jugendtagung

Es ging jedoch nicht nur ums Denken, sondern auch um praktisches und kreatives Tun. Nachmittags wurde zum Beispiel in der Instrumentenwerkstatt ein Rothenfelser Scheitholz gebaut – wenn das für die meisten nichts total Neues war ... Zu so vielen Neubeginnen passte es wunderbar, dass die gesamte Jugendtagung in diesem Jahr als „innovatives Modell-Projekt“ aus dem Kinder- und Jugendplan des Bundes (KJP) gefördert wurde.

Alternativ dazu nervenaufreibendes Fußballspielen und die Liederproben des Jazz-AKs. Nach so viel Aktion dann gemütliche Abende am Lagerfeuer und Partys im QuelAir. Ansonsten gab es viele Gemeinschaftsaktionen. Während einer Wanderung, die trotz kurzfristigen Wetterumschwungs noch stattfinden konnte, lernten wir uns näher kennen. Ein besonderes Highlight war für viele das Drachenbootrennen auf dem Main. „Alle in einem Boot“ ... und das beim Paddeln um die Rekordzeit. Danach konnten sich alle Teams bei einem Abschlussfest im Rittersaal stärken. Auch Ungewöhnliches gibt es zu berichten: Mit ihren zwei Kindern wagte ein Paar den wahren Neubeginn und ... heiratete während der Tagung. Von allen Aktionen hat Jörn Peters Fotos gemacht, die in Auswahl über dieses Heft verteilt sind.

Neu beginnen, heißt Schritte tun – ob sie nun bei der Inszenierung eines Barockmusicals getanzt wurden, auf der Tonleiter auf und ab sprangen oder aufeinander zu gemacht wurden. Die Vielfalt des Angebots machte es allen leicht, sich auf der Burg wohl zu fühlen.

So fiel es uns nach so viel Neubeginn schwer, ein Ende zu finden.

■ Svenja Kemmer

Tagungshinweis:

Grenzenlose Freiheit –
Traum oder Albtraum?
Rothenfelser Jugendtagung 2009.

02.08. – 09.08.2009

Info und Anmeldung
über die Verwaltung der Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de

„Burgtage“ – ein neues Angebot für Schulklassen

Kreativität, Erlebnis, Denkanstöße: Abwechslungsreiche Bildungsarbeit wird auch auf Klassenfahrten immer wichtiger. Burg Rothenfels macht nun Schritt für Schritt die ganze Palette ihrer Bildungsarbeit auch für Schulklassen zugänglich. Dieser Prozess (vgl. „konturen 01/08“, S. 22f) ist im vergangenen halben Jahr weiter vorangeschritten; das Angebot nimmt konkrete Formen an.

In den Sparten „Naturerlebnis“, „Landwirtschaft & Ernährung“, „Instrumentenbau“ und „Personale Kompetenz und Methodentraining“ können ab sofort Halb- und Ganztagsmodule für Schulklassen gebucht werden. Für alle Module gilt: Sie können für Gruppen bis ca. 30 Personen im Laufe einer Klassenfahrt frei miteinander kombiniert werden; sie finden unter fachkundiger Anleitung unserer Referentinnen und Referenten und unter Anwesenheit und Aufsicht der Lehrer bzw. Lehrerinnen statt.

Baustein „Naturerlebnis“
Die Konzeption dieser Programme wird fachlich betreut von Burgrätin Dr. Gudrun Lichtblau-Honermann (Promotion über Naturpädagogik). Durchgeführt werden die Programme von zertifizierten Naturparkführern des „Naturpark Spessart“. Die Kosten variieren je nach Dauer und Referent zwischen 90 und 150 Euro.

1. Wiese und Wald: Der Boden, seine Schätze und seine Bewohner bilden die Grundlagen um die Lebensräume Wald und Wiese zu erkunden: Tiere, Blumen und Bäume mit ihren jeweiligen Bestimmungsmerkmalen.
2. Wasser: Ausgehend vom Kreislauf des Wassers werden Bach und Teich als Lebensraum für Tiere erlebbar, die z. T. gefangen und bestimmt werden können. Zum Thema Umweltverschmutzung und ihre Folgen wird die Wasserqualität selbst bestimmt.

Imker Alfred Hock neben einem seiner Bienenstöcke

3. Kräuter und Giftpflanzen: Beim Wandern rund um die Burg lassen sich viele Heilpflanzen finden, deren charakteristische Eigenschaften und Heilkräfte vermittelt werden. Aus selbstgesammelten Pflanzen kann Salbe hergestellt werden.

Baustein „Landwirtschaft & Ernährung“
Diese Programme wurden von der Ernährungswissenschaftlerin Illy Bernhart ausgearbeitet. Durchgeführt werden sie von den Landwirten selbst. Die Kosten für ein Halbtagsmodul belaufen sich auf 60 – 80 Euro.

1. Die Biene – Königin der Düfte: Der Imker Alfred Hock erklärt an seinen Bienenstöcken Organisation und Pflege eines Bienenvolkes und die Entstehung von Wachs und Honig. Beim Streifzug in die umliegenden Wiesen lassen sich die Bienen bei der Arbeit beobachten und ihre Lieblingsblumen bestimmen. Während der gesamten Klassenfahrt gibt es zum Frühstück Honig aus der Produktion der besichtigten Bienenvölker.
2. Besuch auf dem Lämmerhof: Der Schäfer Reinhold Tausch erläutert bei einem Rundgang über seinen Hof die Stadien im Leben eines Schafes, von der Geburt bis ▶

„Burgtage“ – ein neues Angebot für Schulklassen

Schäfer Reinhold Tausch im Gespräch mit der Ernährungswissenschaftlerin Illy Bernhard

zur eigenen Trächtigkeit. Er legt dar, wie und warum er seine Schafe biologisch ernährt und wie die Wolle und das Fleisch später weiterverarbeitet werden. Das Streicheln der Lämmer ist ausdrücklich erlaubt.

3. Getreide, Milch und Fleisch: Auf dem Maintalhof kann das Ehepaar Fleckenstein die gesamte Nahrungskette anschaulich machen: angefangen beim Getreide, das die Nährstoffe aus dem Boden aufnimmt, um als Futter für die eigenen Kühe zu dienen. Die Kinder erleben nicht nur Kühe (und viele andere Tiere) hautnah in allen Altersstadien, sondern dürfen auch frische Milch trinken oder zu Butter verarbeiten. Sie erhalten außerdem eine Vorstellung davon, wie viel Getreide notwendig ist, um ein Stück Fleisch mit dem vergleichbaren Nährwert zu erhalten.

Baustein „Instrumentenbau“

Für ihren Instrumentenbau ist Burg Rothenfels berühmt. Nun hat unser Hauptreferent Walter Waidosch in Anlehnung an historische Instrumente Bausätze entwickelt, die Kinder innerhalb eines halben oder eines ganzen Tages zu einem gebrauchsfertigen Musikinstrument zusammensetzen können. Die Bausätze für Zupf- und Streichinstrumente werden zum Preis von 10,– € pro Kind in unserer Werkstatt angefertigt; Material für eine Bambusflöte kostet ca. 2,– €. Für die Anleitung zum Bau durch unseren Werkmeister Erhard Roth berechnen wir 60,– € für einen halben Tag (3 Stunden) und 120,– € für einen ganzen Tag (6 Stunden).

1. Bambusflöte: Ein Bambusrohr wird mit 4–5 Grifflöchern und einem Anblasloch versehen. Dabei werden verschiedene Techniken der Holzbearbeitung eingeübt: bohren, schleifen, schnitzen, feilen. Das physikalische Prinzip der Klangsäule wird dabei ebenso erfahrbar, wie die Verfeinerung des Klangs durch die Bearbeitung des Anblaslochs oder des Anblasrohres.
2. „Rothenfelser Salterio“: Das Salterio (Psalterium) ist ein kleines, trapezförmiges Hackbrett. Es wird mit Saiten im Umfang einer Oktav bespannt (jede Saite hat eine feste Tonhöhe) und kann gezupft oder mit einem Klöppel angeschlagen werden. Beim Bau wird auch die Technik der Verleimung eingesetzt. Am Ende kann das Instrument von den Kindern phantasievoll verziert werden.
3. „Rothenfelser Scheitholt“: Das Scheitholt ist ein Zupf- und Streichinstrument. Auf einem Griffbrett (ohne Bünde) wird die Tonhöhe der Saiten verändert; dabei wird das Prinzip der Saitenteilung verständlich. Die Kinder suchen sich im Wald einen geeigneten Holzstab und bespannen ihn mit echtem Pferdehaar zu einem Streichbogen.
4. „Rothenfelser Dulzimer“: Die beiden Spielsaiten des länglichen Schlag- und Zupfinstruments werden mit dem Finger oder einem kleinen Rundstab über einem mit diatonisch gesetzten Bünden versehenen Griffbrett abgegriffen, dazu kann eine Bordunsaite angeschlagen oder mit einem Plektrum, z.B. einem in der Natur gefundenem Federkiel, gezupft werden.

Baustein „Personale Kompetenz und Methodentraining“

Dieser für Schulen immer wichtigere Bereich wird fachlich von Armin Hackl konzipiert. Er bezieht dafür auch die Kompetenzen des Konfliktbüros Würzburg und die Praxiserfahrungen von Lehrkräften mit ein, mit denen er als Direktor des dortigen Deutschhaus Gymnasiums gute Erfahrungen gemacht hat. Dieser Baustein wird zwei Modulschwerpunkte haben: einmal das Erlernen und Anwenden von weiterführenden schulischen Methoden und Lerntechniken und zum anderen Methoden, die die personale Kompetenz und Konfliktfähigkeit fördern. Die Module werden den Anforderungen der Lehrpläne für die 5. und 6. Klasse entsprechen und können ebenfalls ab sofort gebucht werden.

Einladung

Einladung zur Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.

am Pfingstmontag, dem 1.Juni 2009 um 10 Uhr auf Burg Rothenfels

Tagesordnung:
1. Bericht des Vorstandes
2. Bericht der Prüferinnen
3. Entlastung des Vorstandes
4. Wahl der Prüfer/innen
5. Bericht des Burgrates
6. Bericht des Bildungsreferenten
7. Anträge
8. Verschiedenes

zu TOP 7: Eventuelle Anträge erbitten wir bereits im Voraus an die Vorsitzende der Vereinigung (Mathilde Schab-Hench, Eichenweg 34, 63741 Aschaffenburg). Anträge können auch noch bei der Versammlung vorgetragen werden.

Anmeldungen zur Mitgliederversammlung erbitten wir an Verwaltung Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels oder verwaltung@burg-rothenfels.de

Der Vorstand der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e. V.

Mathilde Schaab-Hench Ansgar Held Wolfgang Rückl Bettina Herbst Bernhard Diez Armin Hackl

Die Buchhandlung: „Nicht wegzudenken aus der Burg!“

Wie oft habe ich diesen oder ähnliche Sätze gehört in den vergangenen anderthalb Jahren! Unsere Buchhandlung ist für viele unserer Gäste eine so feste Institution, dass man sich gar nicht vorstellen mag, sie könnte einmal geschlossen werden. Muss sie auch nicht: Elisabeth Ehring macht ihre Arbeit schließlich nicht um des Geldes willen, sondern weil sie ihr Freude macht. Umgekehrt kommen viele nicht zum Einkaufen, sondern nutzen ihren Besuch auch für ein persönliches Gespräch oder um einmal ein Stündchen ganz unverbindlich in der exzellenten Auswahl zu stöbern. Das ist sehr in Ordnung so und soll auch so bleiben. Aber auch ein kleiner und aus Passion betriebener Laden muss ab und zu etwas verkaufen, wenn er überleben will. Ob es nun an den – zugegeben – sehr bequemen Bestellmöglichkeiten im Internet liegt oder daran, dass der Geldbeutel fester und der Gürtel enger sitzt ... immer weniger Gäste verbinden ihren rituellen Besuch mit einem Einkauf. Ich möchte niemanden – und Frau Ehring wollte das gewiss noch viel weniger – zum Kauf eines Buches drängen; das wäre auch nicht Rothenfelser Stil. Aber gerade weil ich aus tausend Gesprächen weiß, wie sehr diese Institution unseren Gästen am Herzen liegt, möchte ich doch in aller Zurückhaltung darauf hinweisen, dass es auch von den Umsätzen abhängt, wie lange dieser unbezahlbare „Service“ unserer Burg noch erhalten bleibt. Vielleicht war manchen dies nur nicht bewusst, und sie verlegen die eine oder andere ohnehin geplante Buchanschaffung gerne auf die Burg, ohne dass es ihnen irgendwelche Umstände macht. Es wäre doch zu schade, wenn Frau Ehring ihren sympathischen, kleinen Laden früher schließen muss als sie ihn schließen mag.

Achim Budde

einige Seminartermine für den Sommer 2009

Datum	Tag.-Nr.	Titel	Referenten
MI 20.05.- SO 24.05.	L 913	Kirchen und Klöster Griechenlands – Kunsthistorische Woche	Dr. Winfried Elliger, PD Dr. Achim Budde
FR 26.06.- SO 28.06.	A 925	Das unbekannte Gesicht Romano Guardinis	Prof. Dr. phil. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Prof. Dr. theol. Alfons Knoll, Dr. theol. Dietlind Langner, Max Oberdorfer, Dr. theol. Markus Zimmermann
FR 18.09.- SO 20.09.	A 940	Selbstvertrauen Sören Kierkegaards Einführung in das Christentum	Prof. Dr. Dr. Peter Eicher und Ludger Bradenbrink
FR 25.09.- SO 27.09.	A 944	Das Stundengebet der Zukunft Schwerpunkt: Psalmodie	Prof. Dr. Christa Reich, Prof. Matthias Kreuels, Prof. Dr. Albert Gerhards, PD Dr. Achim Budde,

zu Ihrer Information

Gerne senden wir Ihnen auf Anfrage weitere Jahres- und Einzelprogramme zu:
Verwaltung Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels am Main (bitte Rückporto beilegen)
Tel.: 09393 / 99999, Fax: 99997
e-mail: verwaltung@burg-rothenfels.de
homepage: www.burg-rothenfels.de

Mitglied des Vereins kann jeder Christ werden, der 18 Jahre alt ist und sich der Arbeit der Burg verantwortlich verbunden fühlt. Voraussetzung ist die Stellung zweier Bürgen, die schon drei Jahre lang Mitglied des Vereins sind. Falls Sie Mitglied werden möchten, rufen Sie uns an: 09393 - 99994 oder 99999

JAHRESBEITRAG seit 2002 (Mindestbeitrag)

Mitglieder bis 29 Jahre	€ 20,–
Mitglieder	€ 40,–
Eheleute zusammen	€ 50,–

UNSER KONTO
Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.
97851 Rothenfels

Konto-Nr.: 240 002 543
Sparkasse Mainfranken BLZ 790 500 00
IBAN: DE677905 0000 0240002543
SWIFT-BIC: BYLADEM1SWU

Spenden und Beiträge sind steuerlich abzugsfähig. Bei Zahlungen von insgesamt jährlich mehr als 100,– Euro erhalten Sie am Anfang des nächsten Jahres unaufgefordert eine Spendenbescheinigung zugesandt. Für Zahlungen bis 100,– Euro genügt zur Vorlage beim Finanzamt der von der Bank abgestempelte Durchschlag Ihres Einzahlungsbeleges. Zahlungsvordrucke liegen jeweils den Burgbriefen 1 und 2 bei. Bitte vergessen Sie nicht, Ihren Absender anzugeben.

Herzlichen Dank!

Hinweis für Ihr Finanzamt:
Die Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. ist nach dem letzten ihr zugegangenen Körperschaftssteuerbescheid des Finanzamtes Lohr am Main für 2007 vom 29.08.2008 als ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken dienend anerkannt. (Förderung der Jugend- und Altenhilfe sowie Förderung der Erziehung und Bildung) und ist nach § 5 Abs 1 Nr. 9 des Körperschaftssteuergesetzes von der Körperschaftssteuer befreit. (Steuer-Nr. 231/111/50001)

Impressum

konturen.
rothenfelser burgbrief

Herausgeber: Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V., 97851 Rothenfels

Redaktion: Dr. Achim Budde

Mitarbeit: Dr. Mathilde Schaab-Hench, Dr. Armin Hackl, Dr. Gotthard Fuchs

Layout: Gernot Schüll

Auflage: 1500

Schüll-Druck Marktheidenfeld

Bitte beachten Sie: Durch die Umstellung auf Sommer- und Winterprogramme verschiebt sich der übliche Dezemberversand in den Januar. Die Nr. 02/2008 wird daher schon als 01/2009 gezählt.